

mehr-wert: Mission in der Region

Dokumentation der Tagung
zum Start des EKD-Zentrums „Mission in der Region“
(Kloster Volkenroda, 8.- 9. Juni 2010)

KIRCHE IM AUFBRUCH



Aus dem Inhalt:

Das Zentrum »Mission in der Region«

- ▶ Hans-Hermann Pompe:
»Zu dieser Dokumentation« 4
- ▶ Hans-Hermann Pompe:
»Zum Start des Projekts ‚Mission in der Region‘« 5
- ▶ Bischof a.D. Prof. Axel Noack:
»Grußwort« 6
- ▶ Dr. Thorsten Latzel:
»Mission in der Region – ein weites Feld öffnet sich« 7

Erfahrungen und Reflexionen

- ▶ Bischof i.R. John Finney:
»Mission shaped ecclesiology - Impulse für eine ‚Mission in der Region‘« 9
- ▶ Hans-Hermann Pompe:
»Mission als Beziehungsqualität – Die Herausforderungen eines regional geschärften Missionsparadigmas für die evangelische Kirche« 13
- ▶ Dr. Gert Noort:
»Gemeinsam auf dem Weg – Entwicklungen in der missionarischen Praxis der Protestantischen Kirche in den Niederlanden (PKN)« 21
- ▶ Prof. Dr. Wilfried Härle:
»Missionarische Ekklesiologie für die Regionen« 30
- ▶ Dr. Heinzpeter Hempelmann:
»Ich bin ein Mensch, und nichts Menschliches ist mir fremd – Andacht zu Hebr 4,15« 37

Zusammenfassung und Ausblick

- ▶ Hans-Hermann Pompe:
»Mehr-wert: Wie es weitergehen kann...« 39

Anhang

- ▶ »Referenten« 41
- ▶ »Tagungsprogramm« 42

Zu dieser Dokumentation

Von Hans-Hermann Pompe

Wie kann ein Mehrwert aus missionarischer regionaler Kooperation für die evangelische Kirche aussehen? Und wie könnte sich dieser Mehrwert für Zielgruppen von kirchlich schwer oder gar nicht Erreichten auswirken? Mit den Dokumenten der Starttagung »Mehr-wert: Mission in der Region« vom 8.-9. Juni 2010 im Kloster Volkenroda (Thüringen) legt das neue EKD-Zentrum für Mission in der Region (ZMiR) erste Ergebnisse der begonnenen Arbeit vor. Der Auftrag von EKD und Gliedkirchen, Chancen, Modelle und Grenzen einer gemeinsamen Mission in den Regionen herauszuarbeiten, gewinnt damit Konturen. Die Tagung fand mit über 120 Teilnehmenden aus dem gesamten Bundesgebiet großes Interesse; der Veranstaltungsort in der Mitte Deutschlands signalisiert, dass die Arbeit des Zentrums allen Gliedkirchen und Regionen in der EKD zugutekommen soll.

Die Grußworte von Bischof i.R. Prof. Axel Noack (Halle) als Vorsitzender des EKD-Beirates für missionarische Fragen und OKR Dr. Thorsten Latzel für das EKD-Reformbüro stecken den Rahmen dieser neuen Arbeit zwischen Erwartungen, Aufgaben, Skepsis und Vorfreude ab. Es geht um »konstruktive Zumutungen - für eine volksskirchliche Trägheit ebenso wie für die, die immer schon allzu genau wissen, was Mission ist und wie sie eigentlich auszusehen hat« (Latzel).

Bischof i.R. John Finney (Newark/GB), einflussreicher Inspirator der inneranglikanischen Erneuerung und humorvoller Begleiter kirchlicher Veränderungs-Prozesse im deutschen Kontext, legt mit seinem Beitrag eine Art Handbuch für

den Erfolg einer nationalangelegten und regional wirksamen missionarischen Agenda vor: Es kommt auf die richtige Vernetzung mit den vier entscheidenden Ebenen solch einer Arbeit an. Pfr. Hans-Hermann Pompe (Dortmund), Leiter des Zentrums, skizziert mögliche Ergebnisse einer missionarischen Kooperation in der Region unter der Perspektive gelingender Beziehungen. Den enormen Mitgliederverlust der protestantischen Volkskirche der Niederlande und erste Schritte eines vorsichtigen Neuaufbruchs analysiert Dr. Gert Noort (Utrecht/NL) vor dem Hintergrund der lange herrschenden missionstheologischen Paradigmen. Der Heidelberger Systematiker Prof. em. Dr. Wilfried Härle entwirft Umriss einer missionarischen Ekklesiologie, die jenseits von Neid oder Zwangszentralisierung eine Kooperation in Freiwilligkeit ermöglicht. Am Ende stehen Überlegungen dazu, wie es weitergehen kann.

Ergänzt wird diese Auswahl durch die Bibelauslegung des ZMiR-Referenten Dr. Heinzpeter Hempelmann (Stuttgart) zu Hebr. 4,15 im Tagungs-Gottesdienst. Eine Auswahl der inspirierenden und kirchliches Auftreten in Frage stellenden Bilder »Vom Kiez zum social media« des Berliner Tourismusforschers Prof. Dr. Mathias Feige ist auf der Internetseite des ZMiR eingestellt.

Das Zentrum Mission in der Region dankt den Referenten für ihre hilfreichen Beiträge und den Teilnehmerinnen und Teilnehmern für ihre engagierte Beteiligung. Das ZMiR ist auf diese Begleitung angewiesen, um seinen Auftrag erfüllen zu können. 

Zum Start des Projekts »Mission in der Region«

Von Hans-Hermann Pompe

»mehr-wert: Mission in der Region«, Kloster Volkenroda, 8. – 9.6.2010

Herzlich willkommen zu »mehr-wert: Mission in der Region«, der Starttagung des Zentrums ‚Mission in der Region‘ der Evangelischen Kirche in Deutschland. Wir freuen uns sehr über Ihre Teilnahme: Über 100 Anmeldungen und morgen noch »als Tagesgast« ein Pfarrkonvent aus der Umgebung – das hat uns ermutigt.

Wir sind zusammen am Ort des alten Klosters Volkenroda. Der Ort redet eine eigene Sprache: Auferstehung von gelebtem Glauben in Ruinen, Wiederentdeckung der Region, lebendige Impulse in einer von vielen abgeschriebenen Gegend. Zwei Kollegen vermuteten gestern schmunzelnd: Der Christus-Pavillon der Expo, hier in Thüringen gelandet, ist möglicherweise das einzige von der Evangelischen Kirche in Deutschland initiierte Gebäude außerhalb Hannovers. Auch wenn das nur eine Vermutung bleibt, sicher liegt Volkenroda in der Mitte zwischen unseren drei Standorten Dortmund, Stuttgart und Greifswald und bestätigt das Projekt eines Zentrums an drei Standorten, das in die Region aufbricht.

Wir freuen uns auf fünf hochkompetente Referenten, die uns helfen sollen, die Vision von »Mission in der Region« zu erden. Wir freuen

uns auf Sie als Teilnehmende. Bitte lassen Sie uns Ihre Anregungen, Fragen, Einwände oder Ideen hier: Wir wollen hören, was solch ein Zentrum in Ihrer Sicht ausmacht und wozu Sie diese Unterstützung am nötigsten brauchen.

Wir vertrauen auf Gottes guten Geist: unter der Projektzeit von fünf Jahren, bei drei weit auseinander liegenden Standorten, angesichts einer Fülle von Erwartungen, vor hoch komplexen Fragestellungen, mit einem Team von sieben Personen aus verschiedenen Landeskirchen und Regionen scheitern wir ohne den Geist. Aber wir haben die Erwartung, dass für die evangelischen Kirchen in Deutschland aus diesem gewagten Unternehmen Frucht entsteht. Deshalb wollen wir unsere Erwartungen und diese Tagung unter die Bitte um den Geist stellen. Nehmen Sie sich einen Moment Zeit: was erwarten Sie für sich und für unsere gesamte Kirche in diesen zwei Tagen?

Ich bete danach:

Komm, guter Geist Gottes, leite uns in deine Wahrheit. Segne diese Tagung mit deiner Gegenwart, segne alle, die teilnehmen, mit Erwartung und Neugier, segne diesen Ort deiner Kirche, der uns gastfreundlich aufnimmt.

Amen.



Grußwort

Von Bischof a.D. Prof. Axel Noack

»mehr-wert: Mission in der Region«, Kloster Volkenroda, 8. – 9.6.2010

Mit einem ziemlichen Bedauern, nicht persönlich in Volkenroda sein zu können, um Sie, liebe Geschwister, als Vorsitzender des Beirates und – darüber hinaus – auch noch auf dem Gebiet der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland begrüßen zu können, möchte ich hiermit meine kräftigen Segenswünsche für die Tagung, die einzuführenden Brüder und natürlich für das Gelingen des ganzen großen Vorhabens »ZMiR« (Zentrum Mission in der Region) schriftlich zum Ausdruck bringen.

Es ist ein tolles Vorhaben, das Sie nun auch an einem tollen Ort offiziell beginnen können. Für mich ist dieser Start mit einer ganz großen Freude verbunden:

Wäre das vor zwanzig oder noch vor zehn Jahren denkbar gewesen, dass die Evangelische Kirche in Deutschland in ihrem großen Reformprozess die Mission zu einem von drei Schwer-

punktthemen machen und ein eigenes »Zentrum Mission in der Region« begründen würde?

Eine weitere Freude ist, dass der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland für diese Arbeit einen Beirat berufen hat, der auch als Beirat für das Greifswalder Institut für Evangelisation und Gemeindeentwicklung, mit dem die Arbeit des »ZMiR« auf das Engste verbunden ist, fungiert.

Wer sich erinnert, mit welcher »spitzen Fingern« das Institut in den Anfangsjahren seitens der EKD angefasst wurde, wird auch hier einen deutlichen Wandel feststellen können.

Also: Wir wollen Gott danken, für die neuen Möglichkeiten, die er uns gibt. Wir wollen uns mühen, sein Wort mit den besonderen Möglichkeiten eines »ZMiR« auszubreiten und dabei immer wissen, dass schon die Bibel lehrt: wer Gottes Wort aussät, muss kräftig streuen, denn es geht viel daneben!

Gottes Segen für Sie alle.
Ihr Axel Noack



Mission in der Region – ein weites Feld öffnet sich

Von Oberkirchenrat Dr. Thorsten Latzel

»mehr-wert: Mission in der Region«, Kloster Volkenroda, 8. – 9.6.2010

Was für ein Wunder, dass wir heute hier in Volkenroda gemeinsam das Zentrum Mission in der Region eröffnen können! Als aufgeklärte Theologen haben wir ja eine gewisse Zurückhaltung, von »Wundern« zu reden. Es ist die Scheu davor, Gott zu vereinnahmen, das Weltgefüge religiös zu durchlöchern und das eigene menschliche Handeln zu überhöhen. Und diese Scheu ist auch gut. Sie sollte uns nur nicht davon abhalten, die Zeichen wahrzunehmen und zu benennen, die für uns zum Anlass des tiefen Dankes, des freudigen Staunens und der offenen Erwartung an Gott werden. In diesem Sinne kann die Eröffnung des Zentrums ein wirkliches Wunder für uns sein oder werden: ein Anlass tiefen Dankes, ein Grund freudigen Staunens und ein Zeichen der offenen Erwartung an Gott.

Das erste Wunderbare ist, dass es dieses Zentrum überhaupt gibt. Und das ist alles andere als selbstverständlich. Mitten in einer Zeit knapper kirchlicher Kassen findet die Gemeinschaft der 22 evangelischen Landeskirchen in Deutschland die Kraft, bewusst Akzente zu setzen und mit drei neuen Zentren Kernthemen kirchlicher Entwicklung zu stärken: mit dem Zentrum für evangelische Predigtkultur in Wittenberg, mit dem Zentrum für Qualitätsentwicklung im Gottesdienst in Hildesheim und eben mit dem Zentrum Mission in der Region in Dortmund, Stuttgart und Greifswald. Das ist ein großer Kraftakt und die evangelischen Kirchen machen mit ihm deutlich, dass es ihnen ernst ist mit der »Kirche im Aufbruch« und dem Willen zur inneren geistlichen Veränderung. Jede/r, der die Komplexität und Mühen föderaler Entscheidungsprozesse kennt, kann einschätzen, was solch ein Schritt bedeutet. Mit insgesamt sieben Referent/innen und den weiteren Mitarbeiter/innen im Sekretariat ist das Zentrum Mission in der Region dabei kräftig ausgestattet worden. Dass dies möglich ist, ist Anlass zum Danken, zum freudigen Staunen und ein Zeichen der offenen Erwartung an Gott.

Das zweite Wunderbare ist, welchen Titel das Zentrum trägt, und damit, welche Aufgabenstellung es hat: »Mission in der Region«. Das besondere ist dabei weniger der lautmalersche Gleichklang der Wörter – für wirkliche Poesie klingt

das doch etwas arg technizistisch. Die eigentliche Pointe liegt darin, sich inhaltlich einen Reim aus diesen beiden Begriffen zu machen: Mission und Region. Beide Begriffe sind in sich höchst spannungsvoll und es mangelt nicht an vielfältigen Ausführungen, Erklärungen und Positionen zu ihnen.

Das Interessante und Verheißungsvolle liegt in ihrer Beziehung.

Und hier gibt es ein echtes kirchliches Leiden. Ob man nun die unselige Pastorenweisheit nimmt »Selig die Beene, die vor dem Altar stehn alleene«, ob man sich die Ergebnisse einer Befragung zu »Lust und Frust im Pfarramt« ansieht, nach der zu den größten Frust-Erfahrung die Zusammenarbeit mit Kolleginnen und Kollegen gehört, oder ob man die schwierigen Erfahrungen aus den zahlreichen Fusions- und Regionalisierungsprozessen auswertet.

Die Fragestellung heißt dann:

Wie lässt sich Region verstehen nicht als eine formale Verwaltungseinheit, sondern als eine inhaltliche Gestaltungsgröße, die von einer gemeinsamen, auf einander abgestimmten Weitergabe christlichen Glaubens bestimmt ist?

Wie kann geistliches und kirchliches Wachstum als eine Gemeinschaftsaufgabe verstanden werden, die notwendig immer über die Grenzen einzelner Gemeinden und über einzelne Frömmigkeitstraditionen hinausgeht?

Wie wirken die verschiedenen kirchlichen Handlungspartner zusammen: die Ortsgemeinden, die Kirchenkreise, die passageren Formen kirchlicher Arbeit in Akademien, im Urlaub, in Schulen und Krankenhäusern?

Wir haben in der Kirche über lange Zeit einen kybernetischen Atomismus kultiviert, in der jede »Organisationseinheit« – sei sie nun parochial oder funktional – für sich gearbeitet hat. Dass es dieselben Menschen sind, die auf die »Kirche« in der Heimatgemeinde, am Urlaubsort, in der Schule, beim Konzert, im Krankenhaus treffen, und wie das Handeln an diesen Orten zusammenwirkt, dies geriet dabei leider oft aus den Blick.

Die Perspektive einer Verantwortung und Pflege individueller kirchlicher Bindungen rückt dies neu ins Bewusstsein. Es geht um die molekularen Beziehungen zwischen den kirchlichen Organisationseinheiten, die eben nur zusammen ihre volle Kraft entfalten können.

Was es hier nicht braucht, sind appellative Reden im moralischen Gestus, die das Hohelied der Zusammenarbeit nur noch einmal etwas frommer und lauter singen. Was es braucht, sind theologisch tragfähige Konzeptionen und die Auswertung überzeugender praktischer Modelle. Als Theologinnen und Theologen haben wir ja zu Recht gelernt, dass in jeder Gemeinde, sei sie nun personal, parochial oder funktional, Kirche (im Sinne von *ecclesia*) ganz vorhanden ist. Und wir haben gelernt, dass diese Gemeinden immer Teil eines größeren, kirchlichen Ganzen sind. Was genauer dazwischen aber stattfindet, wie eine gelingende Wechselwirkung zwischen ihnen aussieht, dafür fehlt es uns offensichtlich an theologisch handlungsleitenden Vorstellungen. Oder anders gesagt: es fehlt uns an ekklesiologischen Einsichten über die Synapsen, an denen auch im Leib Christi ganz Wesentliches passiert. Und es fehlt an der Wahrnehmung und Auswertung von Modellen, wie man diese kirchlichen Synapsen fördert, pflegt und fruchtbar macht. In der kirchlichen Praxis gibt es sicher – um auch das zu sagen – viele gelingende Formen kirchlicher Kooperation. Nur wissen wir leider darüber zu wenig. Vor lauter Kirchtürmen sehen wir oft die Kirche nicht.

Das Interessante des Zentrum-Namens liegt so in der Verbindung »Mission in der Region«; und es ist klug, den – wie in dieser Eröffnungsveranstaltung – von hinten, von seinem Achtergewicht her zu lesen: vom Mehrwert der Region. Darum wird es in der Arbeit des Zentrums gehen. Und ich habe die Hoffnung, dass Ihre Arbeit als Mitarbeitende an diesem Zentrum dazu beiträgt, dass evangelische Kirche zu einem Paradigma vernetzter und lernender Organisation wird.

Und damit bin ich beim dritten Wunderbaren, wie nämlich dieses Zentrum aufgestellt ist. Nun hat die Platzierung an drei Standorten Dortmund, Stuttgart und Greifswald sicher ihre eigenen organisatorischen Mühen, von denen Hans-Herrmann Pompe etwas erzählen kann. Und natürlich ließe sich leicht die ausgebliebene Entscheidung für einen Standort als typisch evangelisch karikieren. Ich glaube aber, dass es kein Zufall ist, dass gerade bei diesem Thema die Form eines Zentrums mit mehreren Standorten gewählt wurde. Zum einen wird hier der Netz-

werk-Gedanke sichtbar, um den es auch inhaltlich geht. Das Zentrum ist so eben keine Konkurrenz zu anderen, bestehenden Einrichtungen wie etwa dem *Institut zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung (IEEG)* in Greifswald, sondern ist mit ihnen vernetzt und kooperiert eng mit ihnen.

Zum anderen sind durch diese multipolare Aufstellung ganz unterschiedliche Kontexte von kirchlichen Regionen und Situationen im Blick. Und das ist auch notwendig. Wir brauchen Modelle und Konzeptionen für die Städte ebenso wie für die verschiedenen Typen ländlicher Räume, für Diaspora ebenso wie für volkskirchliche Stammlande, für den Osten wie für den Westen, für Gegenden wie im Ruhrgebiet ebenso wie für solche wie in Pommern oder Württemberg. Sie, lieber Herr Pompe, Frau Kleemann, Herr Ebert, Herr Schlegel, Herr Alex, Herr Hempelmann und Herr Hörsch, Sie bringen für diese Arbeit ganz unterschiedliche theologische und biografische Erfahrungen ein. Sie spiegeln so bereits etwas von der Zusammenarbeit und Vernetzung, die Sie – mit der tatkräftigen Hilfe und Unterstützung von Frau Kroll und Frau Westerdorf – in den unterschiedlichen Typen von Regionen fördern und unterstützen wollen.

Für Ihre Arbeit wünsche ich Ihnen theologische Klarheit und konzeptionelle Kraft, damit Sie der evangelischen Kirche helfen, handlungsleitende Vorstellungen zu gewinnen, die uns zu einem »Wachsen in guter Nachbarschaft« befähigen.

Ich wünsche Ihnen Kreativität beim Entwickeln neuer Ansätze wie etwa eines kirchlichen »Bindungsmanagements« (und beim Finden eines hoffentlich schöneren Wortes dafür).

Ich wünsche Ihnen analytische Schärfe und Einfühlungsvermögen beim Wahrnehmen und Auswerten der gelungenen Beispiele regionaler Zusammenarbeit.

Ich wünsche Ihnen den Mut zu konstruktiven Zumutungen – für eine volkskirchliche Trägheit ebenso wie für die, die immer schon allzu genau wissen, was Mission ist und wie sie eigentlich auszusehen hat.

Vor allem aber wünsche ich Ihnen Gottes reichen Segen für Ihre Arbeit, auf dass wir uns in fünf Jahren aufs Neue darüber wundern dürfen, wie gut er es mit uns meint und was dank seiner Hilfe in so kurzer Zeit alles in Bewegung kommen konnte.

Mission shaped ecclesiology – Impulse für eine »Mission in der Region«

Von Bischof i.R. John Finney

»mehr-wert: Mission in der Region«, Kloster Volkenroda, 8. – 9.6.2010. Übersetzung von Jutta Kroll / Hans-Hermann Pompe

Zweiundzwanzig Jahre habe ich versucht, in meinen drei Gemeindepfarrämtern missionarisch zu arbeiten. Neun Jahre lang war ich in einem Bistum ‚Missionar‘ (Missionsbeauftragter). So bezeichnen wir die Menschen, die die Aufgabe haben, die Mission in den Bistümern voranzubringen. Danach arbeitete ich vier Jahre lang für die Mission »Church House«, London, dem Hauptsitz unserer Kirche. Danach wurde ich Bischof und hatte die pastorale Verantwortung für den ‚missioner‘ unserer Diözese. Von mir wurde erwartet, seinen Ratschlägen zu folgen – was ich auch manchmal tat. Während meiner Besuche in Deutschland hatte ich Gelegenheit, einige Prozesse Ihrer Kirche mit verfolgen zu können.

Ich spreche gerne zu denen, die mit Mission zu tun haben. Sie gehören zu den interessantesten Leuten in Ihrer Kirche. Haben die Menschen, die Sie in Ihre jetzige Position beriefen, es richtig gemacht, so werden Sie zu den kreativsten und dynamischsten Leuten überhaupt gehören.

Der Grund dafür ist – in der Sprache der Wirtschaft – Sie bilden die Abteilung »F & E« Forschung & Entwicklung. Egal ob in einer Gemeinde oder im missionarischen Dienst – Ihre Aufgaben sind es, nachzudenken, Forschungsergebnisse weiterzugeben, Risiken einzugehen, Vorschläge zu machen – und dann – zu entscheiden, wie diese am besten umgesetzt werden können. Das Ganze birgt ein gewisses Risiko. Wenn Sie sich einmal mit einem Wissenschaftler einer Abteilung F & E unterhalten, wird der Ihnen sagen, dass der Rest der Firma glaubt, sie würden nichts tun außer an Konferenzen teilzunehmen, rumzuhängen, Kaffee zu trinken und nie wirklich ‚echt‘ zu arbeiten. Und Sie sind vermutlich auch nicht sehr beliebt, denn ihr Job ist es, die Leute anzuschubsen, sie dazu zu bringen nachzudenken, etwas zu verändern und sich aufzumachen.

Ihre Aufgabe führt Sie in vier Richtungen:

- Die erste ist auf Gott gerichtet, der überall ist

- Die zweite nach oben – zu den Synoden, Superintendenten, leitenden Geistlichen etc.
- Die dritte zur Basis, zu den Gemeinden, denen wir dienen
- Die vierte seitwärts zu denen, die mit der gleichen Art von Aufgaben beschäftigt sind.

Ich mag räumliche Beispiele nicht, aber es ist schwierig, sie nicht zu verwenden.

Erstens: Überall – Gott kommt an erster Stelle

Als ich vom Gemeindepfarrer zum Missionsbeauftragten berufen wurde, war es leicht, von den eigenen Ideen begeistert zu sein und zu vergessen, dass nicht ich es bin, der das Reich aufrichtet, sondern der Heilige Geist. Die eigene spirituelle Flamme brennen zu lassen war dort schwieriger als in der Gemeinde. Wenn Sie Pastor sind, hüten Sie die geistliche Routine, die Sie haben, wie einen Schatz: Sie werden die Wirkung erst sehen, wenn Sie die Gemeinde verlassen. Übergemeindliche Arbeit braucht mehr persönliche Disziplin. Die meisten Beauftragten für Mission, mit denen ich gesprochen habe, empfanden ebenso: Manchmal kann der Job einsam machen. Manche Missionsbeauftragte, die ich treffe, sind Aktivisten – sie können besser arbeiten als beten; J. John, einer der wirkungsvollsten Missionsbeauftragten in Großbritannien, verbringt einen Tag pro Monat allein in einem Kloster.

Zweitens: Anstöße nach oben – für die an den Hebeln der kirchlichen Macht

In England sind es die Synoden (sowohl auf Bistums- wie auf nationaler Ebene), die leitenden Geistlichen (Bischöfe) und die Bürokratie. Ich weise auf die letztere hin, denn Bürokraten sind wichtig. Es spielt keine Rolle, ob Sie sie entweder für hervorragende, effiziente Verwalter halten, oder für das Letzte, den Bodensatz. Wenn Sie ihnen eine Idee mitteilen, damit sie umgesetzt werden kann, können sie damit entweder ein Tor machen oder aber diese so wegschießen, dass sie nie wieder gesehen wird. In der Regel ist es so, dass weder Synoden noch Bischöfe genü-

gend Zeit haben, um wirklich originelle Gedanken hervorzubringen. Sie sind gut darin, Einfälle zu verbessern, die ihnen vorgelegt wurden. Selten jedoch entwickeln sie eigene. Ich habe Ausnahmen erfahren, und sie sind hervorragend, aber im Allgemeinen feilen sie lieber an einer Idee, als eine eigene zu produzieren. Sie hier müssen die originellen Ideen entwickeln.

Wie können Sie sie anschubsen?

Hier einige Ideen, auf die ich gestoßen bin:

1- Seid nett zu Bischöfen und Superintendenten. Ihre Arbeit macht sie einsam und sie brauchen Gebet – und Lob. Wenn sie etwas gut machen, dann sagen Sie es ihnen auch. Freundschaftliche Beziehungen können enorm wichtig sein. Ob wir es wollen oder nicht, wir beurteilen die Ideen nach den Menschen, die sie entwickelt haben. Und wenn andere Sie als sensiblen und engagierten Menschen kennen gelernt haben, der sich um den guten Zustand der Kirche sorgt, sind sie eher geneigt, ernsthaft über Ihre Ideen nachzudenken. Ich meine damit nicht, dass Sie Vorgesetzten schmeicheln sollten, aber gehen Sie menschlich mit ihnen um.

2- Bringen Sie sie dazu, Entscheidungen zu treffen. Synoden, Superintendenten und Bischöfe sind – wie alle menschlichen Einrichtungen – sehr gut darin, jene Entscheidungen aufzuschieben, die Veränderungen betreffen. Gehen Sie ihnen auf die Nerven, so dass diese gar nicht anders können, als eine Entscheidung zu treffen. Ich erinnere mich, dass ich hier in Deutschland einmal mit einem Ehrenamtlichen gesprochen habe. Er war Finanzfachmann und Mitglied in einem Ihrer nationalen Ausschüsse, die für Geld verantwortlich sind. Er sagte: »Seit Jahren habe ich ihnen gepredigt, dass die Situation sehr brenzlich ist, aber sie haben mir weder zugehört noch damit aufgehört, das Geld auszugeben. Und nun müssen sie ihre Pfarrer entlassen. Ich wünschte, ich wäre lauter aufgetreten!« Belästigen Sie die Menschen mit E-Mails, lassen Sie die Mission auf die Tagesordnung der Synoden setzen, sprechen Sie mit Begeisterung zu den Menschen über die Mission.

3- Schreiben Sie Berichte.

Das ist die beste Methode, um Synoden dazu zu bringen, zuzuhören und Entscheidungen zu treffen. Für uns in Großbritannien ist das so etwas wie unsere zweite Natur – ohne Zweifel hier auch. Ein Problem entsteht und wird sorg-

fältig beschrieben. Eine kleine Arbeitsgruppe wird gebildet, um sich damit zu beschäftigen. Sie tun dies sorgfältig, wägen den Kontext ab, denken theologisch, soziologisch und praktisch (das ist im Allgemeinen äußerst wichtig). Sie überdenken die finanziellen und juristischen Folgen. Aber vor allem erstellen sie eine Liste mit Empfehlungen zur Umsetzung. Die meisten Leute lesen diesen Teil eines Berichtes als Erstes: manchmal ist es der einzige Absatz, den sie lesen.

Ich habe versucht, alle Berichte zusammenzuzählen, an denen ich beteiligt war, vermutlich kann man die Zahl verdoppeln. Einige schlugen Veränderungen vor für die regionalen Bistumsynoden, andere – auf nationaler Ebene – waren bestimmt für die Bischöfe und die landesweite Synode. Alle wurden erarbeitet von je einer kleinen Gruppe von uns. In der Regel ungefähr zehn Personen. Einige Berichte sind 20 Seiten lang, andere hatten den Umfang eines kleinen Buches. Jeder handelte von einem bestimmten Thema. Hier einige Berichte an denen ich beteiligt war:

- a. Wie kann man Gemeinden helfen, ihre Mission in ihrem Gemeinwesen zu überprüfen?
- b. Entwicklung von Liturgien zur Aufnahme (christliche Initiationen) entwickeln. Insbesondere für die Konfirmation Erwachsener, die zu unserem Konversions-Gottesdienst (‘conversion’ service) geworden ist. Das schließt einen tiefen Einblick in die Theologie und die Geschichte der Bekehrung ein.
- c. Entwicklung von Leitlinien zur Auswahl und Unterstützung regionaler Evangelisten
- d. Auswertung von GEMEINDEpflanzungen »Church planting«
- e. Gründung einer nationalen Ausbildungsstätte für Evangelisten
- f. Untersuchungen, wie Erwachsene sich bekehren. Übrigens hat Greifswald gerade die deutsche Untersuchung dazu herausgegeben – »Wie finden Erwachsene zum Glauben?« Ein wirklich sehr gutes Werkzeug für Sie, um es in Ihren Gemeinden einzubringen.

Der englische Bericht, viele von Ihnen werden ihn kennen, ist »Mission bringt Gemeinde in Form (mission shaped church)«. Interessant ist, wie er zustande gekommen ist: Es gibt in England Gemeinden, die ernsthaft missionarisch

tätig sind. Einige von uns im »Church House« dachten darüber nach und sammelten Beispiele der Versuche, die aus diesen Gemeinden stammen. Schließlich haben meine Nachfolger die Bischofskonferenz dazu bewegt, das ernsthaft zu überprüfen. Die Bischöfe waren begeistert und setzten, unter dem Vorsitz von Bischof Graham Cray, eine Kommission von elf Personen ein. Der Bericht wurde in ungefähr 15 Monaten erstellt. Er wurde der Bischofskonferenz (»House of Bishops«) erneut vorgelegt, die ihn etwas veränderte und dann in die gemeinsame Synode einbrachte. So kam er dann in die einzelnen Gemeinden, die damit arbeiten konnten. Er wurde mit Begeisterung aufgenommen.

Dies klingt wie eine Anordnung »von oben nach unten«, aber tatsächlich hat es angefangen mit Menschen wie Ihnen, die aufmerksam wahrnahmen, was in den Gemeinden passiert und darüber nachdachten. Sie als Pastoren und andere, die in Gemeinden arbeiten: Ihre Versuche mit Mission für die Welt können das Samenkorn der Zukunft sein. Ich empfinde, viele sind sehr zurückhaltend mit dem, was sie tun und teilen deshalb nicht, was Gott gerade tut.

Drittens: Die Pastoren und die Gemeinden anstoßen

Das sind die Wichtigsten. Es spielt keine Rolle, wie großartig unsere Ideen sind oder wie viel Unterstützung wir von oben bekommen. Wenn in den Gemeinden nichts passiert, ist unsere Arbeit vergeblich.

Die meisten Missionsbeauftragten stellen fest, dass die Gemeindekontakte der befriedigendste Teil ihrer Arbeit sind. Einige Dinge habe ich im Laufe der Jahre erkannt. Die meisten sind offensichtlich:

1- Einmal mehr sind persönliche Beziehungen, besonders zu Pfarrern, ganz wichtig. Dazu gehört zu akzeptieren, was sie sagen. Vielleicht wird sie oder er sagen; »Ich habe die schwierigste Gemeinde in ganz England«. Auch wenn Sie dies in dieser Woche bereits von zwei anderen Pfarrern gehört haben – sagen Sie nichts dazu. Ich habe festgestellt, es gibt keine Alternative zu Besuchen in der Gemeinde, sich dort alles mit dem Pfarrer und oft mit den anderen Leitungsverantwortlichen anzuschauen.

2- Hören Sie hin, was die Bedürfnisse der Gemeinde sind. Eine ständige Beschwerde in der

freien Wirtschaft ist: »Die **F & E-Leute** mit ihren hochtrabenden Ideen kommen und hören nicht auf uns, um herausfinden wo die tatsächlichen Probleme sind«. Wir sind vielleicht begeistert von einer Idee oder einem Stapel Papier, den wir gerade produziert haben, aber die Gemeinden werden dies nicht akzeptieren, wenn wir uns nicht mit ihren Problemen beschäftigen. Andererseits müssen wir nicht so in ihren Probleme versinken, dass wir nicht mehr objektiv entscheiden können, was dran ist: Dies meint die Leitungsaufgabe der Aufsicht, die Sie wiederholt in den neutestamentlichen Briefen finden.

3- Helfen Sie ihnen, ihre Gemeinden zu erkunden und sich für sie einzusetzen. Manche Gemeinden sind so mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt – manchmal sind es ja auch sehr erfreuliche Angelegenheiten –, dass sie vergessen, über den Tellerrand hinauszuschauen in den Stadtteil hinein, in dem sie liegen. Einer der Berichte, den ich mit verfasst habe, heißt: »Mission Audit« – »Missions-Überprüfung«. Er kam zustande, weil eine Gruppe von führenden Kirchenleuten aus Neuseeland und anderswo gebeten wurde, Großbritannien zu besuchen und Stellung zu nehmen zu unserer Kirche. Sie waren ziemlich kritisch und haben fast 100 Empfehlungen verfasst. Neben manchen anderen Dingen behaupteten sie, unsere Gemeinden wären zu passiv, pfarrerzentriert, nicht bereit eigenverantwortlich zu arbeiten, nicht bedacht auf die Stadtteile, in denen sie liegen. Und sie hätten keine Pläne für den Missionsauftrag. Sechs von uns wurden beauftragt, sich dies anzusehen, eine Schulung für Gemeinden zu entwickeln und dann die Erfahrungen in die Nationale Synode zu geben. Ich sollte den Vorsitz übernehmen. Es war eine der schwierigsten Gruppen, die ich je geleitet habe. Unter den Mitgliedern waren zwei Soziologen, deren technische Fachsprache ich nicht verstanden habe, und zwei waren Statistiker, die die ganze Zeit über mathematische Wahrscheinlichkeitstheorien ins Spiel brachten. Es ist schwierig, eine Gruppe zu leiten, wenn man nicht versteht, worüber die Beteiligten reden. Schließlich verfassten wir einen Bericht, den ich für nicht sehr gut hielt. Allerdings hatte er eine breitgefächerte Wirkung, die aus meiner Sicht noch heute anhält: Die Gemeinden sind nun besser vorbereitet, zu überlegen, zu planen und Verantwortung für ihre eigene Zukunft zu übernehmen.

4- Pastoren fragen ständig: Wie bekommt man eine Gemeinde an die Arbeit?

Es gibt nicht den einen Plan, den jede Gemeinde befolgen soll. Aber wenn die nachfolgenden Punkte fehlen, würde ich gerne wissen warum:

- a. Gibt es mindestens eine Möglichkeit zu Andacht oder Gottesdienst, an der jemand, der den christlichen Glauben noch nicht kennt, teilnehmen könnte?
- b. Wie viele Menschen in Ihrer Gemeinde können nicht am Gottesdienst teilnehmen, weil sie sonntags arbeiten müssen, familiäre Verpflichtungen haben oder ähnliches? Gibt es irgendwelche Alternativen für sie?
- c. Ist Mission eingegrenzt auf Verkündigung? Die Greifswalder Studie (und auch die Britische Studie) zeigen auf, dass Beziehungen weitaus entscheidender sind.
- d. Gibt es Glaubenskurse, zu deren Besuch solche Menschen ermutigt werden? Wie oft finden sie statt? Einmal, zweimal im Jahr? Ohne Zweifel sind Glaubenskurse bei weitem das wichtigste evangelistische Format der letzten 20 Jahre. Ungefähr vier Millionen Menschen haben einen dieser Kurse besucht.
- e. Ist der Pfarrer für die Menschen greifbar? Britische Studien zeigen, dass die Menschen außerhalb der Gemeinde einen Pfarrer beurteilen nach:
 1. menschlicher Wärme
 2. Integrität – Leben sie das, was sie sagen? Nur dann werden die Menschen auf das hören, was sie sagen.
- f. Werden die Gaben von Ehrenamtlichen erkannt, geschult und gebraucht?

5- Übrigens: Wenn ich Schulungen angeboten habe, war ich zurückhaltend, dies auf zu breiter Ebene zu planen. Ich stellte fest, dass ich mit einer Schulung auf Bistumsebene (das deckte ca. 300 Gemeinden ab) 40 Menschen erreichen konnte. Wenn ich jedoch den gleichen Kurs auf Kirchenkreisebene gehalten habe, konnte ich ebenfalls 40 Menschen erreichen. Zudem haben sich die Menschen, die auf Bistums-Ebene teilnehmen, normalerweise schon längst mit dem

Thema und der Umsetzung von »Mission« beschäftigt. Erreichen wollte ich aber eigentlich die Menschen, die zwar über Mission nachdenken, aber oft noch nichts davon umsetzen. Und das ist eher der Fall auf der örtlichen Ebene.

Viertens: Schauen Sie sich um und stacheln Sie sich gegenseitig an

Pastoren und Missionsbeauftragte sind darauf angewiesen, voneinander zu lernen. Sie sind schöpferische Menschen und Sie entflammen sich gegenseitig mit ihren Ideen. Sie müssen zusammenkommen, einerseits auf der nationalen Ebene, so wie hier, aber auch in regionalen Treffen. Seien Sie bereit, Ihre besten Ideen einzubringen, andere davon lernen, ja, sie sogar kritisieren zu lassen. Keine Zurückhaltung hier: Gehen Sie großzügig um mit Ihrer Kreativität.

Kupfern Sie gegenseitig Gutes ab. Es gibt keinen Grund, warum Sie nicht das Gleiche wiederholen sollten wie ein Kollege nur 100 Kilometer von Ihnen entfernt. Ich habe so viel wie nur möglich übernommen. Ich hab nur den Titel ‚Diocese of Oxford‘ gelöscht und dafür den Namen meines Bistums eingesetzt – selbstverständlich immer mit Genehmigung.

Es stellte sich heraus, dass Zusammenkünfte wie diese hier zu den interessantesten und wertvollsten in meinem Dienst gehörten. Ich lernte, wie andere Menschen die gleichen Aufgaben bewältigten, welche Dinge sie am hilfreichsten für die Gemeinden fanden, lernte, wie sie ihre Arbeit planten und wie hoch der Bedarf an Sekretariats-Verwaltung war, den sie benötigten. Auch entdeckten wir, dass es Zeiten gab, wo Menschen mit Missionsauftrag Seelsorge benötigen und es brauchen, über Ihre jetzige und zukünftige Lage zu reden.

Da gibt es noch viel mehr, was ich sagen könnte. Bitte fragen Sie mich an. Wenn Sie mögen, laden Sie mich oder einen anderen Briten in ihre Gegend ein. Nur, ich spreche kein Deutsch!

Möge unser guter Herr mit Ihnen sein und Ihnen Weisheit schenken. D

Mission als Beziehungsqualität – Die Herausforderungen eines regional geschärften Missionsparadigmas für die evangelische Kirche

Von Hans-Hermann Pompe

»mehr-wert: Mission in der Region«, Kloster
Volkenroda, 8. – 9.6.2010

Mission wirbt um Menschen, die den Kontakt zu Gott, Glauben, Gemeinde verloren haben oder nie hatten. Mitarbeiter des Erzbistums Köln haben im Jahr 2002 im Internet einen Dialog mit Menschen geführt, die Gott ablehnen. Auf der bis heute offenen Seite www.ohne-Gott.de sind weit über 1.000 Reaktionen eingegangen und 2006/07 unter der Federführung des Leipziger Religionspsychologen Sebastian Murken ausgewertet worden¹. Damit liegt eine der wenigen differenzierten Selbstdarstellungen aus jenem wachsenden Drittel der Bevölkerung vor, das sich nicht über eine der Kirchen oder eine andere Religion definiert. ‚Unglauben‘ meint hier zunächst nur: Nicht christlich glauben. Die Kategorien »Zweifel und Enttäuschung²«, »Ablehnung³« oder »Alternativen⁴« decken allesamt Variationen von Zweifel, Opposition, Sehnsucht, Enttäuschung, Verletzung ab, dazu Indifferenz, Atheismus oder Agnostizismus sowie Alternativen wie Fremdreigionen, Pantheismus, Humanismus oder Wissenschaftsgläubigkeit.

Zwei Zitate aus der Kategorie Sehnsucht:

Männlich, 16 Jahre: »Ich würde gern mal Gott kennenlernen, leider habe ich ihn noch nie gesehen. Und jetzt möchte ich bitte Kontakt zu ihm haben, denn ich möchte ihm eine Bitte anvertrauen! Aber wie kann ich Kontakt zu ihm haben bzw. wie kann ich ihm begegnen?«⁵ oder weiblich, 31 Jahre: »Ich gehe in den Gottesdienst und oft beobachte ich, dass ich bei den Predigten irgendwann ‚abschalte‘ und traurig bin, weil ich gerne glauben würde, es aber nicht richtig kann«⁶.

Mehrheitlich melden sich aber Menschen, die mit dem christlichen Glauben abgeschlossen haben,

z.B. weiblich, 19 Jahre: »... weil der Glaube an Gott ein Gefängnis ist, aus dem es kein Entrinnen gibt. Wer an Gott glaubt, muss nach Jesu Vorbild leben (...). Deshalb war der Glaube für mich ein so großer Druck,

dass ich es in einem solchen Gefängnis nicht mehr aushielt. Seitdem glaube ich nur noch an mich selbst und an meine eigenen Regeln⁷. Darüber hinaus schreibt eine Fülle von Menschen, die den christlichen Glauben nie für eine Option gehalten hat.

Das ist unsere Herausforderung: Wie kann die evangelische Kirche Menschen erreichen, die sie nicht mehr erreicht oder noch nie erreicht hat? Wie kann sie zu einer gelingenden Gottesbeziehung, zu einem lebensfördernden Glauben und zu einer befriedigenden Beziehung in Gemeinschaft helfen?

Im Titel des Zentrums Mission in der Region hat die Auftraggeberin EKD wie in einer Ellipse zwei Leitbegriffe vereint: Den strukturellen Raumbegriff der *Region* und den theologischen Leitbegriff der *Mission*. Natürlich kann man beide Begriffe nur auf der inhaltlichen oder nur auf der strukturellen Ebene deuten. Entweder wird dann Mission zu einem in Analyse und Methodik handhabbaren Instrument, oder Region wird durch inhaltliche Aufwertung in eine Überforderung gedrängt. Region braucht aber eine sinnvolle Nutzung und Füllung und Mission eine sinnvolle Analyse und Struktur.

Beide Begriffe wollen jeweils in ihrer *Ebene* ernstgenommen werden: Region ist ein Gestaltungsraum für Kirche, Mission eine Querschnittsdimension von Kirche. Beide Begriffe erfordern ein unterschiedliches *Vorgehen*: Region als Rahmen muss analysiert und genutzt, Mission als Auftrag gehört und umgesetzt werden. Beide Begriffe behalten durch den schnellen gesellschaftlichen Wandel eine immanente *Zukunftsoffenheit*, die sie einem kirchlichen Besitz- und Erfassungsdenken entzieht: Region muss in ihren Veränderungen immer neu entdeckt, Mission in ihrer Anwendung immer neu entworfen werden. Nichts ist älter als eine überholte regionale Analyse, nichts hinderlicher als eine überholte missionarische Anwendung. Das Zentrum Mission in der Region (ZMiR) will Chancen der gegenseitigen Befruchtung dieser Begriffe ausloten: Es wird ein theologischer Entdeckungs- und Innovationsprozess mit ständiger beharrlicher Nachjustierung.

Die in diesem Beitrag angewandte Fokussierung auf den Beziehungsaspekt ist ausschließlich exemplarisch gemeint: Wir arbeiten in parallelen Prozessen auch an anderen Aspekten dieser Ellipse, etwa den institutionellen oder praktischen, den sozialwissenschaftlichen oder ekklesiologischen. Allerdings hat uns ab Beginn der Beziehungsaspekt besonders beschäftigt – vermutlich weil er in der Theologie leichter vernachlässigt wird als andere, obwohl die Kirche und ihre Theologie ‚Beziehung‘ sowohl in ihrer Grundlage als auch in ihrer Praxis eingepflanzt bekommen haben. Mission als Beziehungsqualität ist eine Querschnittsfrage an alle Aspekte

unserer Arbeit: Von unserer Teamkultur über die Vernetzungen innerhalb der EKD und der Landeskirchen bis hin zu den Modellprojekten, mit denen wir bereits begonnen haben.

Ich will den Horizont des Gesamtprojektes in drei Schritten andeuten, um ihn zur Diskussion zu stellen: der Beitrag ist gewachsen aus den Diskussionen im sich bildenden Team und integriert Gedanken aller Kolleg/innen, ohne dass sie für meine Interpretation haftbar zu machen sind.

1. Mission – Die Wiederentdeckung einer Liebesgeschichte

Die bei weitem einflussreichste missionstheologische Spur der letzten Jahrzehnte ist die der göttlichen Verschwendung aus Liebe. Ein Gott, der nicht bei sich bleiben will, verschenkt sich an seine geliebte Schöpfung. Dieser Gedanke der »missio dei«⁸ ist eine enorme Entlastung für die Kirche: Gott ist der Missionar, der in Jesus Christus in seine Welt kommt, um sie zurückzulieben in das Vertrauensverhältnis zum Schöpfer. Jesu Suchgleichnisse in Lukas 15 sind nur die populärsten Belege dieser Bewegung göttlicher Sehnsucht.

Wenn Mission eine göttliche Liebes-Geschichte ist, dann ist sie eben nicht eine Pflichtübung der Kirche oder gar eine Reparaturgeschichte eines nicht vorgesehenen Falles. Diese göttliche Liebesgeschichte bedeutet für die Kirche eine enorme Entlastung: Sie ist nicht Urheberin oder Erfinderin der Mission, ihre Ehre und ihr Auftrag ist ihre Beteiligung. Sie muss nicht aus eigenem Kapital etwas ausgeben, sie darf das, was sie mit anderen teilt, zuallererst für sich hören.

Die Missionsdiskussion der letzten 20 Jahre, für die die EKD-Synode 1999 von Leipzig⁹ Bündelung und Verstärker war, arbeitet bis heute mit einem in Teilen unscharfen Missionsverständnis. Z.B. bleibt die Frage offen, wo denn nun Mission anfängt oder aufhört. Wobei das interessanterweise sowohl einige stört, die in den Jahrzehnten vorher das Fähnlein ‚Mission‘ als marginalisierte Randgruppe hoch gehalten haben, als auch andere, denen nun bei einer missionarischen Profilierung der EKD alles ihnen Wichtige verloren zu gehen scheint. In den frühen 80er Jahren hatte amnesty international Beobachterstatus bei der UNO, und dieser Status war sowohl den ideologischen Hardlinern des Ostblocks als auch den zum

westlichen Lager gezählten Diktaturen ein unangenehmer Stachel im Fleisch. Dass diese neue Ausrichtung der EKD auf Mission von entgegengesetzten kirchlichen Flügeln sehr kritisch gesehen wird, spricht als Platz zwischen den Stühlen einer zwei Gegnern gleich unangenehmen Bewegung durchaus für die Unabhängigkeit der missionstheologischen Debatte.

Zwei inhaltliche Aspekte werden der Missions-Diskussion vorgehalten, die eine Antwort verlangen: ihre Unschärfe und ihre Schwäche. Beide halte ich auf den zweiten Blick für notwendig und sogar für eigentliche Stärken der neuen Missionsfokussierung.

Es gibt bestimmte Vorstellungen, die behalten ihre Aussagekraft nur unter einer gewissen *Unschärfe*. Sowohl Mission als auch Region haben Aspekte davon: Jeder kann sagen, was eine Region ist, aber ihre Grenzen festzulegen ist ausgesprochen schwierig: sie verschwimmen. Je weiter ich mich entferne von meiner Heimatregion Bergisches Land, desto häufiger wird sie von anderen für einen Teil des Ruhrgebietes gehalten, weil Regionen unscharfe Ränder haben. Manche – aber nicht alle – unscharfen Aspekte eines gemeinsamen *Missionsverständnisses* haben jedenfalls eine sachliche Notwendigkeit: Mission ist Ausdruck einer göttlichen Liebesbewegung, die in ihrer Fantasie und Kreativität unseren Begriffen, Konzepten und Definitionen immer schon zwei Schritte voraus ist. Der Naturwissenschaftler und Philosoph Michael Polanyi spricht von implizitem Wissen (tacit knowledge)¹⁰: Wir wissen mehr als wir sagen können. Mission in Gottes Spur hat Aspekte dieses ‚Können, ohne sagen zu können, wie‘ – die klassische Definition von Erfahrungs-

wissen, das sich einer vollständigen Erfassung entzieht, obwohl es Ergebnisse hervorbringt.

Es gibt innovative Versuche, eine von der Mission geformte neue Ausrichtung der Kirche und ihrer Gemeinden zu beschreiben: Die Beschreibungen bleiben bewusst unscharf, um den Experimentcharakter zu schützen – wie etwa die anglikanische Formel »fresh expressions of church«¹¹ – oder sie arbeiten mit Komplementärbegriffen wie Kirche als Hybrid aus Organisation und Institution¹².

Und das ist Schwäche als missionarische Eigenlogik. Mein Kollege Heinzpeter Hempelmann hat dies als konsequente Folge der Schwäche der göttlichen Suchbewegung in den Spuren von Philipper 2 gedeutet: Jesus, die menschengewordene Liebe Gottes, »ist ein Wort unter anderen, aber kein Wort wie alle anderen«, denn er »verzichtet darauf, sich selbst zu behaupten«, er »dominiert nicht, sondern er dient«, denn er unterwirft nicht andere seinen religiösen Vorstellungen, er macht nicht »andere zu Medien der Durchsetzung seiner Botschaft«, er macht »sich vielmehr zum Mittel des Lebens anderer«.¹³

Deshalb verstehe ich eine Mission in den Spuren des Nazareners als eine kategorial schwache Mission, die eine generelle Abrüstung jeder missionarischen Praxis mit sich bringt. Sie kann nach 2. Korinther 5 nichts anderes als bitten, aber ausgerechnet für dieses schwache Bitten darf sie mit

der Kraft des Geistes rechnen. In Anlehnung an Churchill: »Sie haben recht, Mission ist die schlechteste aller kirchlichen Handlungsformen – außer all den anderen, die wir schon ausprobiert haben«.

Einer schwachen Mission in den Fußspuren des Nazareners entsprechen auch die elementaren Ausdrucksformen der Mission: Menschen erzählen einander ihre Geschichte, ihre Erfahrungen mit diesem sehnsüchtigen Gott. Sie feiern miteinander, weinen und lachen zusammen. Sie lassen sich ein auf die Not in ihrer Umgebung, gehen die zweite Meile mit. Und sie sind bereit, anderen die Tür zum Glauben zu öffnen. Mission »hat, als hätte sie nicht«¹⁴, und diese scheinbare Schwäche ist im Kern das gewinnende Geheimnis guter Mission.

Einfache Formen wirken vielleicht schwach und wenig eindrucksvoll, aber sie spiegeln die Grundformen menschlicher Beziehung. Nach allem, was wir wissen, haben diese schwachen Formen einer »Mikrokommunikation« die enorme Ausbreitung des Christentums in den ersten Jahrhunderten getragen¹⁵. Und aus heutigen Untersuchungen wissen wir, dass nichts für Wege zum Glauben so wirkungsvoll ist wie das scheinbar schwache Alltagszeugnis in Beziehungen¹⁶. Schwäche, Zurückhaltung und ein Stil der Einfachheit haben angesichts der Hase-Igel-Problematik der medialen Wettbewerbsgesellschaft den Charme des ganz Anderen.

2. Region – Die schlafende Schönheit wecken

Das ZMiR hat als ein Bild für die Attraktivität der Region Dornröschen ins Spiel gebracht: Eine schlafende Schönheit, seit langem hinter einer Dornenhecke verborgen, auf den weckenden Kuss wartend, um das Leben aller zu bereichern. Kann es sein, dass die Region in der evangelischen Kirche auch solch ein Dornröschendasein spielt? Als unschuldiges Opfer in den Schlaf geschickt und zur Untätigkeit verdammt? Die regionale Struktur der mittleren Ebene (Kirchenkreis, Dekanat, Propstei) ist als irgendwie notwendige Verwaltungseinheit zwar akzeptiert, aber oft ungeliebt, und sie wird mit wenig Unterstützung misstrauisch beäugt, ob dort den Gemeinden oder Einrichtungen ihre Rechte entzogen werden?

Mein Kollege Christhard Ebert hat das Bild weiterentwickelt: »Wie viele Menschen haben wir als Kirche bei dem Versuch verschlissen, unsere Dornenhecken zu durchdringen? Eh-

renamtliche, Hauptamtliche. Durch festgefahrene Strukturen, Überforderung, fehlende Wertschätzung? Warum sind uns unsere Dornenhecken oft so wichtig? Weil es bequemer ist, sich nicht zu ändern? Weil uns dann niemand in Frage stellt? Weil wir lieber doch unter uns bleiben?«¹⁷

Manchmal gerät das Interesse an Region unter den Verdacht, eine Kröte zu meinen, die nur als Märchenprinz verkauft wird¹⁸. Region ist nicht nur Verheißung, sondern auch belastet. Belastend wirkt, was mit ungewollter und unvermeidbarer Kooperation kommt, demotivierend wirken Fusionen als Zwangsheirat aus Finanzmangel, Ärger löst »Regionalisierung« als Euphemismus aus, wo sie Synergie verheißt und doch nur Mehrarbeit bedeutet. Verständlich, dass wenig Interesse besteht, solch eine Kröte zu küssen – oder gar zu schlucken.

Wir bleiben bei der Region als zu weckender Schönheit, weil wir den Verlockungsfaktor der regionalen missionarischen Zusammenarbeit groß machen wollen. Wer küsst nicht lieber eine Prinzessin, die geweckt werden will, als eine Kröte, wo niemand garantiert, was hinterher passiert? Wir wollen dazu beitragen die vergessene Schönheit der Region zu wecken, denn sie bietet viel für eine gelingende Mission. Regionen sind wieder da: »Nahverflechtung (...) bietet zahlreiche Qualitäten für den Alltag, regionale Räume werden wieder geschätzt als Gewächshäuser für soziale und kulturelle Vielfalt und ein Schuss Heimatbewusstsein bewährt sich als Gegenmittel gegen die Ortlosigkeit weltweiter Märkte«¹⁹.

Die Schönheit der Region umfasst u.a.:

- *Räumliche Nähe* als Erfolgsfaktor. Diese Grundidee der Regionalentwicklung setzt auf Unabhängigkeit von weit entfernten Entscheidungen, Verdichtung von Beziehungen und einen nachhaltigen Kreislauf von humanen und finanziellen Ressourcen²⁰. Nähe schafft Transparenz und baut Vertrauen: Mitarbeitende der Region sind allemal bekannter und beziehungsfähiger als über Hunderte von Kilometern für teures Geld eingeflogene Fachleute. Das ZMiR will konsequent die regionale Kompetenz stärken; wenn wir uns in einer Modellregion zuletzt überflüssig gemacht haben, haben wir es richtig gemacht.
- *Regionale Identität* als Gegengewicht gegen die unpersönlichen Aspekte der Globalisierung. Region verschafft Kontext und Heimat, vermeidet in einer Art Sandwichposition die Enge des Ortes und die Unübersichtlichkeit großer Einheiten. Viele Menschen definieren ihre Identität nicht lokal (»Dortmund«), sondern lieber regional (»ich bin Westfale«), aber schon national nur noch selektiv (»Deutsch« nur für die Zeit der WM, anschließend werden die Fähnchen vom Auto wieder abgehängt) geschweige denn global. Eine regionale Kultur, deren Identität Arroganz und Abwehr vermeidet, kann eine hohe Attraktivität ausstrahlen: Das ZMiR will Regionen zu einer gemeinsamen missionarischen Ausstrahlung helfen. Die Attraktivität einer regional einladenden Präsenz (»evangelistisches Corporate design«) muss die innere Realität (Einstellung, Haltungen) widerspiegeln, damit keine Hochstapelei entsteht; was im Schaufenster steht, muss im Laden zu bekommen sein.
- Eine Kombination von lockender *Offenheit* durch globale Vernetzung und bergendem *Heimatangebot* in einer unsicher werdenden Welt. Der Dortmunder Raumplaner Blotevogel deutet die ‚Renaissance des Regionalen‘ in den letzten Jahrzehnten so: Wertschätzung von Region ist keine Kompensation der Verluste für von der Globalisierung Geängstigte, sondern die lokale/regionale Ebene steht in dialektischem Wechselverhältnis zur globalen Ebene. Es handelt sich um die Wiederentdeckung: Raum ist weder Behälter noch nur materielle Grundlage der Gesellschaft, sondern primär gesellschaftlicher Raum »im Sinne einer materiellen und zugleich sozialen Kategorie«²¹. Das ZMiR will die Region als notwendige soziale Identität stärken.
- Das Zusammenspiel von *wechselseitigem Stärkenaustausch und gegenseitiger Entlastung* für Kirche vor Ort. Einzelne Ressourcen fließen zusammen und ermöglichen Gemeinsames, was einzelne Träger – egal ob Parochie, funktionaler Dienst oder kirchlicher Ort – überfordert. Die gemeinsame Verantwortung für Mission in der Region entlastet vom permanent schlechten Gewissen angesichts der vielen unerreichten Zielgruppen: Was regional für Zielgruppen missionarisch geboten wird, die lokal nicht erreicht werden, hat dennoch lokale Effekte. Egal ob ein attraktiverer Konfirmandenunterricht Jugendliche regional (etwa durch eine regional starke Jugendgemeinde) bindet, eine ausstrahlungsstarke Kirchenmusik die Pop- oder die Hochkultur regional erreicht, oder eine Erwachsenenbildung mit evangelischer Identität auch Akzente wie Glaubensvermittlung anbietet.
- *Grenze* als Ressource. »Grenzen sind doppelgesichtig: Sie beschränken und ermöglichen zugleich«²². Sich auf eine Region zu beschränken kann einen enormen Unterschied ausmachen: Wer sich konzentriert, bekommt Freiräume geschenkt, wer den Allmachtsphantasien eines illusionären Vollangebotes absagt, kann sich auf die Qualität der real umsetzbaren Angebote konzentrieren. Das ZMiR wird in Regionen für den Abbau ressourcenverschlingender örtlicher Vollangebote werben, wo ein gemeinsamer ‚missionarischer Kataster‘ die Grenzen von Mobilität und Ortsgebundenheit, Personen und Gaben, Finanzen und Gebäuden optimal aufeinander abstimmt. Meine Kollegen Thomas Schlegel und Martin Alex arbeiten an dem missionarischen Projekt »Kirche im ländlichen Raum«, was v.a. auf eine missionari-

sche Vision für sich entvölkernde Regionen (v.a. in den östlichen Bundesländern) zielt.

Mögliche Regeln für das *Verhältnis von Orts-Gemeinde und Region* müssen subsidiär denken. Subsidiär ist das einmalige Kleinverteilersystem der Gemeinde zu schützen, um das uns andere gesellschaftliche Gruppen beneiden. Subsidiär werden hierarchische Tendenzen einer Technokratie der Fachleute verhindert. An den Ort gehört alles, was dort gut geht und lokal notwendig und sinnvoll ist: Z.B. seelsorgliche Präsenz, gottesdienstliches Grundangebot, diakonische Hilfe und missionarische Nähe (Nachbarschaft). Regional ist alles sinnvoll, was regional bessere Wirkung hat und Ort wie Parochie latent überfordert:

Z.B. abgesprochene Angebote für unerreichte Zielgruppen (wie etwa mobile junge Erwachsene), spezialisierte Beratung (z.B. Schulden-, Sucht-, Eheberatung), gemeinsame Mitarbeiterschulungen auf Kirchenkreisebene und ausstrahlungsstarke missionarische Impulse (z.B. regionale Kirchentage oder gemeinsame Glaubenskurskampagnen mit regional verlässlich erreichbaren Möglichkeiten). Die Tendenz einiger Landeskirchen, immer mehr Kompetenzen in die Regionen (Kirchenkreise) zu verlagern, beinhaltet ja zumindest die Option, dass dort »unmittelbare Demokratie und Teilhabe leichter zu realisieren«²³ sind als in entfernteren Institutionen wie Landeskirchen oder gar EKD.

3. Wahlverwandtschaften – Mission als Nachbarschaftshilfe

Eine unserer großen Herausforderungen der letzten Monate war die Wahrnehmung, dass unsere Themen Mission und Region mit einer beachtlichen Nachbarschaft von Themen so verzahnt sind, dass wir diese nur zum Schaden der Mission unbeachtet lassen können. Dazu gehören u.a.:

- *Mitgliederorientierung*: Wie kann die Kirche ihre Mitglieder erreichen und sie binden? Wie kann sie neue gewinnen? Und was ist daran der speziell missionarische Fokus? Wie sieht eine Motivierung distanzierter Mitglieder etwa für Gottesdienstteilnahme aus, die sich nicht mit der reinen Tatsache der Mitgliedschaft zufrieden geben will?
- *Qualität*: Wie sieht so etwas wie ein ‚missionarisches Qualitätsmanagement‘ aus? Und was ist von der inner- wie außerkirchlichen Qualitätsdiskussion dafür zu lernen?
- *Beziehungen*: Menschen werden mehrheitlich in und über gelingende Beziehungen erreicht. Was baut gelingende Kommunikation, was hindert Vertrauen? Was kennzeichnet beziehungsfähige Gemeinden?
- *Milieus und Mentalitäten*: Warum erreichen die Kirchen nur die traditionellen der zehn Sinus-Milieus? Warum sind wir so schwach in den hedonistischen und in den Leitmilieus? Wie verlassen wir die mentale »Gefangenschaft im eigenen Milieu« (W. Huber)²⁴? Wie können regionale Milieulandkarten für gemeinsame missionarische Impulse entstehen – ein Projekt meiner Kollegen H. Hempelmann und D. Hörsch?

- *Postmoderne und Postchristentum*: Wie müssen sich Verkündigung, Kultur und Struktur von Gemeinde verändern, um postmoderne Menschen zu erreichen?
- *Distanzierte und Konfessionslose*: Wenn die Grenzen zwischen nicht kirchlich gebundenen spirituell Suchenden und Konfessionslosen fließend sind, wie sehen werbende und bindende Angebote für dieses wachsende Drittel der Gesellschaft aus?
- *Veränderungsresistenz*: Welche Berechtigung und welche Verweigerung liegen in den innerkirchlichen ‚Beharrungstheoremen‘²⁵ angesichts von Mission, Kooperation oder Innovation? Welchen Umgang verlangt diese innerkirchliche Verweigerung? Wie sollen regional Verantwortliche in Abwägung von Berechtigung und Obstruktion mit diesem Widerstand umgehen? Und wie kann verhindert werden, dass Innovation nur die real vorhandene Überlastung der Engagierten vermehrt?

Das Ergebnis längerer Gespräche im ZMiR-Team: Dies alles sind inhaltlich notwendige Wahlverwandtschaften. Das ZMiR muss diese Themen sehr genau wahrnehmen, ohne darüber seine Prioritäten zu verlieren. Wir wollen eine wachsame Nachbarschaft mit denen pflegen, die tief mit diesen Fragen beschäftigt sind. Dazu werden gezielte Kooperationen gehören (etwa mit den beiden Schwesterzentren in Hildesheim und Wittenberg oder mit anderen landeskirchlichen und EKD-Einrichtungen sowie mit missionarisch oder kybernetisch engagierten Netzwerken). Wir wollen Austausch-Plattformen als Dienstleistung für

bereits vorhandene regionale oder landeskirchliche Initiativen anbieten. Das Zentrum wird als Spezifikum in alle diese Fragen den Fokus von »Mission in der Region« einspeisen.

Vier dieser Sub-Themen will ich exemplarisch anreißen, um den Zusammenhang dieser Wahlverwandtschaften mit Mission zu konturieren.

3.1. Mentalitäten brauchen Fakten und Motivation

Eine der starken, aber hoch umstrittenen Forderungen des EKD-Impulspapieres war die nach einem innerkirchlichen Mentalitätswandel²⁶. Umstritten ist z. B., ob ein Mentalitätswechsel *Ziel* oder *Ergebnis* ist. Wenn *Ziel*, was ist dann unverfügbar (opus Dei) und was unsere Option (opus hominum)? Welche Faktoren unterliegen menschlichem Zugriff, welche können nur erbeten und erwartet werden? Wenn *Ergebnis*: Gibt es Vorhaben, die veränderte Mentalitäten fördern, Verhaltensmuster, die sie bremsen? Oder ist es – ungemischt und ungetrennt – anstrebbares Ziel und unverfügbares Ergebnis zugleich?

Im Lauf der Diskussion wurde zunehmend vom Mentalitäts-*Wandel* gesprochen. Wolfgang Huber hat das in Kassel präzisiert und damit die Kompetenz-Zentren von allzu hohen Erwartungen spürbar entlastet:

»Es geht in unserem Reformprozess nicht nur um einzelne Vorhaben zur Qualität von Gottesdiensten, zu missionarischen Initiativen in den kirchlichen Regionen oder zu einer verbesserten Leitungs- und Führungskultur. Es geht auch nicht nur um die Anstöße der Kompetenzzentren (...). Es geht zugleich, wie das Impulspapier von 2006 verdeutlicht hat, um einen Mentalitätswandel. Der Wandel von Mentalitäten ist jedoch keine Aktion, sondern ein Prozess. Er muss sich entwickeln und entfalten.«²⁷

Thies Gundlach hat vorgeschlagen, vier Faktoren zu berücksichtigen, die den Wechsel von Mentalitäten besonders fördern:

Zahlen – bei aller Mehrdeutigkeit sind sie doch Signale; *Neugier* – auf die, die nicht mehr oder noch nicht zu uns gehören; *Marke* – eine Evangelium bietende evangelische Kontur und Identität; *Theologie* – um die mit der Neugier auf die Fernen entstehenden neuen Fragen angemessen zu bewältigen²⁸.

Was motiviert Sie? Jeder weiß aus eigener Erfahrung: Mit hoher Motivation gelingen auch mühsame Aufgaben. *Motivation* und *Erwartung* sind geheime Entscheidungsträger: Neben dem Faktenbedarf einer sinnvollen Veränderung werden wir sehr wachsam die Frage des Gewinns in jeder Veränderungsdiskussion wahrnehmen. »Was habe ich davon?« ist sowohl biblisch als auch theologisch eine durchaus legitime Frage. Sie unterliegt – offen oder versteckt auf – jeder kirchlichen Ebene den Diskussionen. Gewinn oder Ergebnis bilden einen der stärksten Motivationsfaktoren. Gleiches gilt von *Lust* und *Kreativität*. Der englische Bischof Stephen Cottrell sagt: »Wir arbeiten dann am besten, wenn wir von dem, was uns vor Augen geführt und zum Ziel gesetzt worden ist, begeistert sind.«²⁹

Die Frage der neuen Motivation und Lust erschöpfter oder überlasteter Mitarbeitender ist eine Schlüsselfrage aller Vorhaben im Reformprozess. Wir erleben flächendeckend die Überarbeitung der Engagierten, quer durch alle innerkirchlichen Lager heißt es: »Bitte nicht noch mehr!« Wer etwas verändern will und daran Menschen beteiligen, muss ab dem ersten Moment eine Entlastungsstrategie planen. Denn ohne neue Motivation der Beteiligten ist gelingende gemeinsame Mission aussichtslos.

Wir werden das Erfahrungswissen der Fachleute in den Regionen ans Licht bringen müssen statt mit fertigen Konzepten anzureisen: Das ZMiR ist dann Wecker, nicht nur Lieferant. Wir werden vermutlich auch die Erfahrung meiner Kollegin Juliane Kleemann wiederholen, dass eine mit der Superintendentin abgesprochene konzeptionelle Arbeitsphase auf der Regionalsynode zur Weiterentwicklung einer geistlichen Vision für den Kirchenkreis öffentlich in Frage gestellt wurde. Begründung: Die Zeit könnte man doch viel sinnvoller für die anschließenden Struktur- und Personalfragen verwenden. Zum Glück haben die Verantwortlichen sich nicht auf diesen kurzsichtigen Fluchtreflex eingelassen. Aber wir werden daran erinnert, dass Menschen nicht automatisch motiviert sind, nur weil sie ein Mandat haben. Gerade Verantwortliche wollen überzeugt, gewonnen und motiviert werden.

3.2 Starke Investition in Risikobereitschaft

Mit Innovationen können wir das latente kirchliche Sicherheitsdenken nicht verhindern, aber ausbalancieren. Wir müssen einen bestimmten Typus in der Kirche fördern: Kirchliche Neuge-

stalter und Pfadfinder, die etwas wagen, werden mit Sympathie und Ermutigung begleitet statt mit Misstrauen und Verhinderung. Risiken implizieren den Mut zu Fehlern: Scheitern wird erwartet und analysiert, weil sich aus ihm genauso lernen lässt wie aus good-practice-Beispielen. Und die Einbindung von Beteiligten ist nachhaltiger als jedes Format-Feuerwerk: Menschen machen sich das zu eigen, was sie selbst mit entworfen und ausprobiert haben. Das ZMiR fragt: Werden wir in der Region genauso bereitwillig Fehler analysieren dürfen wie man uns Gelungenes zeigt?

3.3. Nachhaltigkeit braucht *Entschleunigung*

Ein guter Teil von innerkirchlicher Hektik und Hast entsteht aus dem gesellschaftlichen Druck zu Wachstum und Aktualität. Wer nicht gerade die neuesten Trends kennt und bestimmte Formate vorzuweisen hat, gilt als gestrig: Das kann in Veränderung und Innovation so aufheizen, dass es sie geradezu verhindert. Auch kirchliche Beschleunigung hat »die missliche Tendenz sich selber aufzuheben: Man kommt immer schneller dort an, wo man immer kürzer bleibt.«³⁰ Für uns als Anbieter wird es bedeuten, dass wir um der Veränderung willen eigene und fremde Erwartungen immer wieder auf den Prüfstand legen: Führen sie wirklich in neues Land, oder sollen sie nur durch Aktion das verschleiern, was wirklich weh tun würde? Gerade um tiefgreifender Veränderung willen müssen wir uns Zeit lassen für Analyse, Gespräche, Gebet und Korrektur, weil wir nur so die Menschen mitnehmen und nicht Schnellschüssen erliegen. Abkürzungen aus Übereifer »sind oft der schnellste Weg in einen Konflikt. Menschen, die sich übergangen fühlen, beschweren sich schneller und heftiger, wenn etwas schief läuft.«³¹ Das ZMiR wird selbst praktizieren müssen, was es Regionen und Gemeinden anbietet: Weniger ist mehr – weniger Veranstaltung etwa kann mehr Qualität bewirken³². Wann und wo gilt diese Regel? Wann und wo wird sie zur Flucht in die Trägheit?

3.4. Konkurrenz oder Kooperation?

Innerkirchlich wirkt Kooperation gelegentlich so wie der Plot, der den berühmten Film »Flucht in Ketten« trägt: Sidney Poitiers und Tony Curtis entfliehen ihrem Gefängnis, sind aber leider an gemeinsame Handschellen gefesselt und in aller Gegensätzlichkeit zur Kooperation verdammt. Kooperation als ungeliebte Zwangserfahrung? Wir fragen: Wie kann Kooperation als gegenseitige

Annahme, als Verheißung nach Röm 15,7 für eine in ihren internen Abgrenzungen erschöpfte Kirche entdeckt werden? Wie kann die latente Konkurrenzsituation im Nebeneinander benachbarter Gemeinden in gegenseitige Verantwortung nach Gal 6,2 verwandelt werden, wo einer des anderen Last trägt? Dazu gehört der Verdacht, dass die häufige Abwehr des Nachbarn, die Abgrenzung so etwas wie ein genetischer Erbschaden des mittelalterlichen Konzepts der Parochie ist: Selbstgenügsamkeit, Autarkie ist der Normal- und Idealfall, Zusammenarbeit und Ergänzung gilt nur im Notfall oder bei Handlungsunfähigkeit. Kann man das Erfolgsmodell Parochie von dieser Schwäche befreien? Ihm sozusagen ein Kooperationsgen einschleusen? Wir wollen um einer gemeinsamen missionarischen Wirkung willen Bremser und Beschleuniger von Kooperation identifizieren: Wir hoffen, damit Keime neuer Gemeinsamkeit streuen und Katalysatoren von ermutigenden Erfahrungen in Prozesse einführen zu können.

Soweit zu einigen benachbarten Themen unserer Ellipse; es wird Ihnen nicht entgangen sein, dass Beziehungsorientierung das innere Band von Mission als gelingender Liebesgeschichte der Region als aufgeweckter Schönheit und ihrer Wahlverwandschaften war.

Um es noch einmal zu fragen: Mission als Qualität gelingender Beziehung? Jede Mission braucht die Qualität gelingender Beziehung: Zueinander, zu Unerreichten und Fremden – und zu dem Beziehungserfinder Gott.

Anmerkungen:

¹ Sebastian Murken (Hg.), *Ohne Gott leben. Religionspsychologische Aspekte des »Unglaubens«*, diagonal Marburg 2008.

² AaO 39ff. *Die Unterkategorien erschließen: Zweifel am gerechten Gott (Theodizee), Opposition zum Christentum, Sehnsucht nach Gott/Glauben, Kränkung und Enttäuschung im religiösen Kontext sowie negative und kritische Gottesbilder.*

³ AaO 139ff. *Die Unterkategorien erschließen: Religion - wozu (Indifferenz), Atheismus und Agnostizismus.*

⁴ AaO 189ff. *Die Unterkategorien erschließen Buddha, Allah, Satan (statt Jesus Christus), Gott als Energie, humanistische Orientierungen, wissenschaftliche Weltbilder.*

⁵ AaO 97.

⁶ AaO 99.

⁷ AaO 123.

⁸ *Lat: Mission Gottes. Dieser alte theologische Gedanke wird der Diskussion auf der Weltmissionskonferenz Willingen 1952 zugeschrieben – möglicherweise Karl Hartenstein - und hat durch den Missionswissenschaftler Georg Vicedom Verbreitung und Akzeptanz gefunden. Vgl. missio dei heute. Zur*

Aktualität eines missionstheologischen Schlüsselbegriffs, *Weltmission heute* Nr. 52, emw Hamburg 2003

⁹ Vgl. Kirchenamt der EKD (Hg.), *Reden von Gott in der Welt. Der missionarische Auftrag der Kirche*, Frankfurt am Main/Hannover 2000

¹⁰ Michael Polanyi, *The tacit dimension*. 1966. Deutsch: *Implizites Wissen*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1985

¹¹ In der Synodalvorlage ‚Mission shaped church‘. Deutsche Ausgabe: M. Herbst (Hg.), *Mission bringt Gemeinde in Form. Gemeindepflanzungen und neue Ausdrucksformen gemeindlichen Lebens in einem sich wandelnden Kontext*, BEGPraxis, Neukirchen-Vluyn 2006

¹² So Eberhard Hauschildt in seinem Referat zum Schwerpunktthema »evangelisch Kirche sein« vor der EKD-Synode 2007 in Dresden (epd-Dokumentation 48/2007, 13f). Er greift zurück auf seinen früheren Aufsatz: *Hybrid Evangelische Großkirche vor einem Schub an Organisationswerdung*, PTh 96 (2007), 56-66

¹³ Heinzpeter Hempelmann, *Kenotische Partizipation*, in: Martin Reppenhausen/Michael Herbst (Hg.), *Kirche in der Postmoderne*, BEG 6, Neukirchen-Vluyn 2008. Alle Zitate ebd. 71-73

¹⁴ Paulus, 1. Kor 7, 29-31

¹⁵ Wolfgang Reinbold, *Mission im Neuen Testament*, PTh 95 (2006), 76-87 (85).

¹⁶ Johannes Zimmermann/Anna-Konstanze Schröder (Hg.), *Wie finden Erwachsene zum Glauben? Einführung und Ergebnisse der Greifswalder Studie*. BEGPraxis, Neukirchen-Vluyn 2010. Vgl. v.a. den Abschnitt zur Rolle von »Personen« (102ff).

¹⁷ Christhard Ebert, *Schlafendes Dornröschen. Das Erwachen der Region als Chance für die Mission*. Referat vor der Kreis-synode Stendal (17.4.2010)

¹⁸ Vgl. *Kirche im Raum – Kröte oder Märchenprinz. Erfahrungen und Einsichten mit Kooperation, Arbeitsteilung und Profilbildung in der Region*, Haus kirchlicher Dienste Hannover 2006

¹⁹ BUND, *Brot für die Welt*, eed (Hg.): *Zukunftsfähiges Deutschland in einer globalisierten Welt. Ein Anstoß zur gesellschaftlichen Debatte. Eine Studie des Wuppertal Instituts für Klima, Umwelt, Energie*, Frankfurt am Main 2008, 242

²⁰ *Zukunftsfähiges Deutschland*, 395

²¹ Hans Heinrich Blotevogel, *Auf dem Wege zu einer ‚Theorie der Regionalität‘. Die Region als Forschungsobjekt der Geografie*, in: Gerhard Brum (Hg.), *Region und Regionsbildung in Europa. Konzeptionen der Forschung und empirische Befunde*. Baden-Baden 1996, 44-68 (50).

²² *Zukunftsfähiges Deutschland* 245

²³ *Zukunftsfähiges Deutschland* 404

²⁴ Wolfgang Huber, »Du stellst unsere Füße auf weite Raum«. Rede zur Eröffnung der Zukunftswerkstatt am 24. September 2009 in Kassel, ThBeitr 41 (2010), 68-78(71)

²⁵ Der Ausdruck stammt von Hempelmann. *Die Erfassung dieser Veränderungsresistenz schillert – Gundlach spricht von ‚Autoimmunreaktion‘.*

26 *Kirche der Freiheit. Perspektiven für die evangelische Kirche im 21. Jahrhundert. Ein Impulspapier des Rates der EKD*, Hannover 2006, 8 u.ö

²⁷ W. Huber, aaO 70f

²⁸ Thies Gundlach, *Zum Mentalitätswandel in der Kirche. Wie wächst kirchliche Qualität?* PTh 97 (2008), 14 - 29

²⁹ Stephen Cottrell, *auf die Knie, fertig, los! Die andere Art zu leiten*, Neukirchen-Vluyn 2010, 65

³⁰ *Zukunftsfähiges Deutschland* 238

³¹ St. Cottrell, aaO 56

³² Das entspricht einem der sieben Merkmale wachsender Gemeinden, die Robert Warren in der anglikanischen Kirche analysiert hat: »They do few, but do it well«. Vgl. R Warren, *Vitale Gemeinde. Ein Handbuch für Gemeindeentwicklung*, BEGPraxis, Neukirchen-Vluyn 2009, 65-68

D

Gemeinsam auf dem Weg – Entwicklungen in der missionarischen Praxis der Protestantischen Kirche in den Niederlanden (PKN)

Von Dr. Gert Noort

»mehr-wert: Mission in der Region«, Kloster
Volkenroda, 8. – 9.6.2010

Einleitende Bemerkungen

Im Jahre 1900 waren 2% der niederländischen Bevölkerung keine Mitglieder der Kirche. 2010 ist die Lage anders: 32% gehören noch zur Kirche (1960: 73%, 1970: 60%, 1980: 50%, 1994: 40%, 2000: 35%), in der jüngeren Generation sind das noch viel weniger. Im Großen und Ganzen sind die Mitglieder unserer Kirchen über 50 Jahre alt und haben graue Haare.

Ein holländischer Soziologe, Staf Helleman, veröffentlichte 2003 ein Buch über die Zukunft der Kirche. Er spricht über die alte Volkskirche, die rasch zur Wahlkirche wird und sagt, dass es eine große Chance gibt, dass man in der Zukunft die Periode 1960-2020 als ein Zeitalter der Veränderung betrachten wird. Was er sagt, ist nicht überraschend, ich glaube, er hat Recht. Die große Frage ist allerdings: Was bedeutet das denn? Wenn die Volkskirche Wahlkirche wird oder schon geworden ist, was bedeutet dies für die Art und Weise, in der wir Kirche, missionarische Kirche, sein wollen?

In den 60er Jahren hatte die Kirche großen Einfluss auf das gesellschaftliche Leben in den Niederlanden, die große Mehrheit war nicht nur Mitglied der Kirche – evangelisch oder katholisch –, sondern unterstützte auch konfessionelle christlich-politische Parteien, die großen Einfluss ausübten. Jetzt aber geht die Entwicklung sehr schnell darauf hin, dass wir eine Wahlkirche haben. Auch die christlichen Parteien sind in den letzten Jahren immer kleiner geworden.¹

Die Kirche wird immer kleiner, und einflussreich ist sie schon längst nicht mehr. Die Leute wählen aus, ob sie Mitglied sein wollen oder nicht. Ein Rest, klein und entschieden, will eine Bindung mit einer kirchlichen Gemeinschaft haben. Aber Mitgliedschaft in einer Kirche ist nicht mehr so wie in der Vergangenheit. Ich bemerke dies an unserem Institut (Hendrik-Kraemer-Institut, HKI), wo Teilnehmer unserer Kurse oft eine

»kirchliche Geschichte« haben. Sie waren mal Mitglied einer calvinistischen Kirche, waren auch engagiert in einer Studentengemeinde, heirateten und wurden Mitglied einer freikirchlichen Gemeinde. Sie wählen ihre Mitgliedschaft, und manchmal ist das kurzfristig. Mitgliedschaft wechselt.

Im gewissem Sinne, aber in einem ganz anderen Kontext, kommt die Auswahlgemeinde vom evangelischen Deutschen Missionswissenschaftler Gustav Warneck (1834-1910)² wieder zurück: eine Kirche von denjenigen, die Christus nachfolgen möchten, die sich mit Ihm und mit der Kirche verbinden möchten, klein und entschieden.

Für die Kirche bedeutet das und *wird* das große Veränderungen bedeuten. Eine Kirchensteuer gibt es in den Niederlanden nicht. Pfarrstellen – eine Pfarrstelle kostet im Moment etwa 80.000 € im Jahr – werden bezahlt durch die Gemeindeglieder. Im Jahre 2000 gab es in unserer Protestantischen Kirche etwa 2.800 Pfarrer in Gemeindedienst, im Moment sind es ungefähr 2.100. Wir erwarten, dass wir im Jahre 2020 noch etwa 1.500 Pfarrer haben werden. Sogar relativ große Gemeinden können es sich immer weniger leisten, mehrere Pfarrer zu haben. Oft reicht das Geld nicht einmal mehr für eine Vollzeitstelle (2008: 41% der Ortsgemeinden hat eine Vollzeitstelle, 9% kann sich überhaupt kein Pfarrer leisten; Erwartung 2024: 5% der Ortsgemeinden hat eine Vollzeitstelle, 15% gar keinen Pfarrer mehr).³

Häufig werden auch Kirchen verkauft. Anfang Juni wurde in einer Zeitung noch über die Protestantische Gemeinde in Leeuwarden in West-Friesland berichtet, die einige Gebäude verkaufen muss. Dabei streiten sich dann die Mitglieder darüber, welches Gebäude verkauft werden soll.

Wenn sich immer weniger Leute am Gemeindeleben beteiligen, gibt es auch immer weniger Spendeneinnahmen. Im Nationalbüro unserer Kirche haben wir seit 1996 immer wieder Defizite gehabt und seitdem sind immer wieder Kollegen entlassen worden. 2006 wurde zudem entschieden, dass innerhalb von 5 Jahren die Zahl

der Mitarbeiter um 40% gekürzt werden soll. Das ist eine niederländische Realität.

Aber es gibt auch eine andere Realität, nämlich diese: Es wächst das Bewusstsein, dass Christsein zunehmend wieder eine Pioniermentalität und Pionierarbeit fordert. Wenn die Kirche sehr klein wird und es keine Kirchensteuer gibt, dann müssen und *können* neue Wege erforscht werden. Der Verkauf eines Kirchengebäudes ist für viele eine Tragödie, aber es kann auch einen neuen Anfang bedeuten. Vor drei Jahren wurde in Amsterdam ein Gelände der Kirche in der Innenstadt für unheimlich viel Geld verkauft. Mit dem Gelderlös kann viel Schönes angefangen werden, zum Beispiel missionarische Arbeit auf der Insel IJburg, wo seit einigen Jahren Tausende von neuen Häusern gebaut werden. Dort wohnen jetzt schon 20.000 Leute, und es gibt noch keine Kirche. Die PKN (Protestantische Kirche in den Niederlanden) Amsterdam hat sich jetzt dazu entschieden, dort einen missionarischen Pfarrer arbeiten zu lassen. Pfarrer Rob Visser hat gerade angefangen. Eine Kirche hat er nicht, eine Gemeinde in der Nachbarschaft hat er auch nicht. Hoffentlich »noch nicht«, denn er wurde beauftragt zu versuchen, dort eine neue christliche Gemeinschaft zu gestalten.

Das Schöne ist, dass wir eine neue Bewegung sehen können. Es gibt Leute, die nicht mehr über die Abwärtsbewegung oder sogar einen Untergang der Kirche sprechen wollen, sondern die kräftig und dynamisch neue Wege suchen, *kyriaké*, »Haus des Herrn«, Kirche, Gemeinschaft Jesu zu sein.

Es sind vor allem junge Leute, so um die 30 Jahre herum, die betonen, dass eine persönliche und kreative Zueignung des Glaubens immer wichtiger sein wird für die Entwicklung einer anziehenden christlichen Identität. Diese jungen Leute sind völlig fertig mit einer Volkskirche als »service institute« für diejenigen, die nur bei Taufe, Heirat und Beerdigung mit der Kirche rechnen wollen. Sie reden über »simple church«, »emerging church«, »fließende Kirche«, missionarische Gemeinschaftsbildung usw. Es gibt neue Netzwerke, in denen man einander trifft und über Experimente, über Erfolg und Scheitern, über missionarische Methoden und über die Überzeugung spricht, dass man keine Methode haben soll, sondern als kleine und Liebes-Gemeinschaft in der Nachbarschaft leben und dienen soll.

Es sprudelt etwas und im Großen und Ganzen kann man sagen, dass die ältere Generation noch nicht so recht weiß, was sie mit dieser kleinen und neuen missionarischen Bewegung anfangen soll. Die meisten in dieser neuen Bewegung sind ja irgendwie evangelisch angehaucht oder sind zumindest post-evangelisch oder post-reformiert. Die meisten haben große Probleme mit Kirche als Institut, aber: Sie sind begeistert, sie leisten etwas und es wird über das gesprochen, was geschieht. Denn eines ist uns allen bewusst: Wir kommen ohne einander nicht mehr aus. Wir brauchen einander, um eine missionarische Gestalt der Gemeinde wiederzuentdecken. Einfache Antworten gibt es nicht. Wir, die Mitarbeiter und Vertreter der protestantischen – ehemaligen – Volkskirche, haben auch viele Fragen und wir entdecken immer mehr, dass auch andere viel Erfahrung haben. So zum Beispiel vor drei Monaten, als wir in das Theologische Seminar der PKN einen Pfingstler eingeladen haben, weil der eine besonders schöne Arbeit in einem Den Haager Stadtviertel macht. Vor zehn Jahren wäre das undenkbar gewesen, denn wie sie wissen: Pfingstler und Protestanten, da gibt es riesige Unterschiede.

Also: Gerade wenn die ältere Generation in unserer Kirche gemeint hat »jetzt wird endlich nicht mehr über Mission geredet, Mission gehört ja auch zum 19. Jahrhundert, zur Kolonialzeit, und diese Periode ist ja vorbei«, ist das Gespräch über Mission – nicht als Problem, sondern als Herausforderung – wieder zurück. Drei junge Kollegen veröffentlichten in 2007 ein kleines Büchlein mit dem Titel »Missionarisch ist möglich!«⁴ Und im Jahre 2003 veröffentlichte die Zeitschrift »Welt und Mission« eine Ausgabe mit dem Titel »Missionair mag weer«. Wörtlich übersetzt heißt das: »missionarisch ist wieder gestattet«. Es hat eine doppelte Bedeutung. Erstens: »Wir dürfen wieder missionarisch tätig sein«, aber zweitens auch: »Es ist wieder gestattet, das Gespräch über Mission zu führen«.

Im Vorwort wird folgendes gesagt: »Vor 25 Jahren wurde die missionarische Qualität in unseren Kirchen untersucht. Weil wir damit sehr verlegen waren, haben wir damals neun Christen aus allen Teilen der Welt gebeten, nach Holland zu kommen, sich in unsere Lage einzuarbeiten und über die missionarische Kraft und Anziehungskraft der Niederländischen Kirchen zu berichten. Die wichtigste Schlussfolgerung war, dass es in den Niederländischen Kirchen völlig mangelte an Selbstanalyse. Man hat nicht mal gesehen, dass die Gesellschaft multikulturell geworden war.

Jetzt aber«, sagt der Herausgeber, »gibt es eine neue Lage. Nicht nur bei uns, sondern auch in ganz Europa beschäftigen sich Leute mit der Frage, wie die Botschaft der Kirche verständlich gemacht werden kann für die Mehrheit der Bevölkerung, die sich davon völlig entfremdet hat. Es gibt viel Interesse an Religion, aber der Besuch der Gottesdienste wird immer weniger. Wie kann die Kirche missionarisch anziehend sein? Es scheint ein neues Bewusstsein zustande zu kommen.«⁵

Es hat sich also Einiges geändert. Später mehr darüber. Zuerst einen Überblick über das missiologische Denken in den Niederlanden ab 1945.

Entwicklungen im Denken über Mission: zwei Paradigmen

Im Großen und Ganzen kann man sagen, dass es zwei missiologische Paradigmen in unserer Kirche gab. Erstens: Mission im Sinne der theokratischen Gestalt der Kirche, und zweitens: Mission als die Hinwendung der Kirche zur Welt.

Beim ersten Paradigma, also Mission als theokratische Gestalt der Kirche, handelt es sich um ein typisch reformiertes Sprechen über die Kirche in der Welt. Es handelt sich um die Regierung Gottes, und die Kirche soll darüber unterrichten und Nachfolge fordern. Nicht nur die Mitglieder der Kirche sollen unterrichtet werden, sondern das ganze Volk. In der *Confessio Belgica* (17. Jahrhundert) heißt es sogar, dass jeglicher falsche Gottesdienst und Götzendienst von der Regierung ausgerottet werden soll, somit das Reich des Antichrists zu Boden geworfen wird und das Königreich Christi gefördert wird, dass das Wort des Evangeliums überall gepredigt werde, und dass jedermann Gott ehre und diene, so wie Gott das geboten hat. (Art. 36). Die Hervormde Kerk (die alte Kirche der Reformation) hat sich selber also verstanden als Volkskirche: Kirche des Volkes und Kirche für das Volk, unter der Regierung von Gott durch die Obrigkeit. Das ganze Volk soll das Gebot und die Verheißungen Gottes kennen und danach leben.

In der alten Kirchenordnung von 1951 kann man den Einfluss dieses Paradigmas gut sehen: die Kirche hat nicht nur die Verbreitung des Evangeliums an diejenigen, die davon entfremdet sind, als Aufgabe, sondern auch »im Rahmen der Christianisierung die Behörden und das Volk dazu aufzurufen, das Leben zu gestalten im Zusammenhang mit Gottes Geboten und Verheißungen«.

Auch das sogenannte »Sprechen der Kirche«, dass es bis jetzt in unserer Kirchenordnung gibt, kann im Rahmen des ersten Paradigmas, also Mission als Theokratie, verstanden werden. Der niederländische Theologe A.A. van Ruler (1908-1970), Professor für Ethik und Systematische Theologie an der Universität Utrecht, hat dieses Denken stark geprägt. Das Königreich Gottes muss sichtbar werden, die Immanenz des Reiches »das gekommen ist und kommt« ist das große Anliegen. Die verheißene Zukunft kommt auf uns zu und soll in der Geschichte zur Verwirklichung kommen.

Und Hendrik Kraemer (1888-1965), niederländischer und reformierter Missionstheologe, sagte, wenn er über die Verantwortung der Kirche dem holländischen Volke gegenüber sprach: »Unsere Hervormde Kerk ist Teil des niederländischen Volkes und damit aufgewachsen. Sie ist einer der wichtigsten Schatzmeister der Reichtümer und teilt die Gnade Gottes aus an das Volk.« (1947⁶) Allerdings war die Kirche für ihn nicht Nationalkirche, sondern Kirche, die dazu gerufen ist, Christus zu bekennen und darauf hinzuweisen, wie das Evangelium des Kreuzes wiederentdeckt werden kann, wie wir als Kirche und Volk das Heil Gottes in unserem Leben erkennen können und wie dem Herr nachgefolgt werden kann.

In Veröffentlichungen von calvinistischen Theologen, wie z.B. der Niederländer Ab Noor-degraaf⁷ ist dieses Paradigma immer noch gut zu spüren, wenn er (1998) über eine Christus-bekennende Volkskirche und die Christianisierung des Volkslebens spricht.⁸ Gerade in den 90er Jahren kann man sehen, dass auch orthodox-calvinistische Theologen beginnen, am Konzept der theokratischen Kirche zu zweifeln. Das starke theokratische Bewusstsein, dass in der Kultur und in der Gesellschaft das Evangelium gestaltet werden soll, dass Heiligung und Rechtfertigung auch im Alltag manifest werden sollen, dass auch in der Politik nach Gottes Gebot gehandelt werden soll, hat viele Impulse für missionarische Arbeit gegeben – so wie die Arbeit für eine humane und soziale Ordnung des gesellschaftlichen Lebens, kerygmatische und prophetische Arbeit an den Universitäten, Mission in der Stadt, Jugendarbeit. Aber in einer säkularisierten Gesellschaft, in der die Volkskirche Wahlkirche geworden ist, scheitern diese theokratischen Ideale.

Dem zweiten Paradigma, Mission als Hinwendung der Kirche zur Welt, steht die Volkskirche äußerst kritisch gegenüber. Grundlegend für

dieses Paradigma ist die Arbeit des niederländischen (reformierten) Missionstheologen Johannes Hoekendijk (1912-1975), der seine Doktorarbeit schrieb über den Begriff »Volkskirche« in der Deutschen Missiologie.⁹ Seiner Meinung nach ist Kirche nur Kirche insoweit sie wirklich der Welt zugewandt ist. Die Kirche ist für ihn Funktion der Mission. Kirche ist als das Volk Gottes unterwegs (Einfluss D. Bonhoeffer!) und *paroikia* (zeitweiliger Wohnplatz für Fremde). Volk Gottes ist man nur, wenn man Bewegung und Instrument des Shalom ist, wenn man »Kirche-für-Andere«¹⁰ ist.

Es fängt mit Kirche als »inside out« an: eine Kirche, die nicht die Bewegung von der nach innen gerichteten Gemeinschaft hin zur Außenwelt macht, hat keinen Zweck; Kirche zu sein ist kein Ziel an und für sich. Ziel ist vielmehr das Heil für die Welt. Die Kirche ist nicht die Wohnung Gottes. Gott ist in der Welt, und da sollten die großen Werke Gottes verkündigt werden. Es handelt sich um Präsenz in der Welt. Die Kirche existiert nur für die Welt, es ist »die einzige Gesellschaft in der Welt, die existiert für diejenigen, die nicht dazu gehören«, sagte der anglikanische Theologe und Erzbischof von Canterbury William Temple (1881-1944). Es handelt sich, fügte T. Sundermeier hinzu, nicht nur um »church for others«, sondern um »church with others«.¹¹

Diese beiden Paradigmen waren in unseren Kirchen sehr einflussreich. Das kann man bis jetzt spüren. Der Einfluss des ersten Paradigmas ist vor allem präsent im relativ orthodoxen Teil unserer Kirche. Das zweite Paradigma, in dem die Folgen der theologischen Krise nach den zwei Weltkriegen sich feststellen lassen, war vor allem in den siebziger und achtziger Jahren einflussreich.

Die Präsenz wurde nachdrücklich, Wort und Zeugnis standen unter Verdacht. Und die Kirche selbst stand in Verdacht. Das Ringen mit der Modernität ist spürbar: Können wir in dieser modernen und pluralistischen Gesellschaft von Heil in Christus reden? Können wir von Gott reden in dieser Zeit? Sollte es sich nicht um Humanisierung und Solidarisierung handeln?

In den beiden Gestalten dieser Missionstheologie handelt es sich um die Frage, wie das Königreich Gottes verwirklicht wird. Das zweite Paradigma sucht Distanz zum Kulturoptimismus: Das Volk ist nicht gut, der Weg führt uns nicht immer weiter hinauf, es gibt Sünde, auch in den Strukturen der christlichen europäischen Gesellschaften.

Auch in der Kirche. Hendrik Kraemer sagte »Kirche ist Mission«, aber Hoekendijk war kritischer. Für ihn war Kirche nur Kirche insofern sie der Welt zugewandt war. Anders gesagt: Kirche soll Kirche werden. Es handelt sich um die werdende Gemeinschaft Gottes mit der Welt. Kann man sagen, dass im ersten Paradigma Mission als Theokratie, die Ekklesiologie daher von der Mission völlig geprägt war, so muss man beim zweiten Paradigma feststellen, dass der Missiologie die Ekklesiologie vorausgeht. Es ist sogar schwer die beiden zu unterscheiden

In der missionarischen Arbeit unserer Kirche kann man sehen, dass das erste Paradigma allmählich in den Hintergrund geraten ist. Die Kirche wird ja immer kleiner. Die katholische Kirche verliert jedes Jahr etwa 28.000 Mitglieder und die protestantische Kirche um 60.000. Das bedeutet, dass jährlich ungefähr 2% der Mitglieder der PKN uns wissen lässt, kein Mitglied mehr sein zu wollen. Wie gesagt: vor 100 Jahren waren 2% der gesamten Bevölkerung kein Mitglied der Kirche, jetzt sind nur noch 32% der Bevölkerung Mitglied einer Kirche. Es ist deshalb schwer geworden, die Theokratie zu verteidigen. Eine Minderheit kann nicht sagen, wie das ganze Volk leben soll. Nur in den kleinen reformierten Kirchen – und vielleicht noch einigermaßen an der rechten Seite der PKN – wird die Theokratie noch verteidigt.

Im Rahmen der Politik gibt es eine kleine Partei (Staatkundig Gereformeerde Partij – SGP), die bis jetzt diese Strömung in den Kirchen politisch repräsentiert. Obwohl es in unserer Kirche wenige gibt, die das Ideal der Theokratie befürworten, ist das ersterwähnte Missionsmodell noch spürbar. Vielleicht nicht im Sinne der Christianisierung, sondern als das Unterstreichen vom Missionsrecht: Die Kirche hat das göttliche Recht, das Evangelium zu verkündigen. In dieser postmodernen Gesellschaft ist nicht alles relativ, sondern es gibt die offenbarte Wahrheit Gottes, die wir im öffentlichen gesellschaftlichen Raum ins Gespräch bringen können und sollen – zum Heil der Menschen.

In den letzten Jahrzehnten hat es in der missionarischen Arbeit sehr viele Aktivitäten gegeben. Da das Fundament in den beiden missiologischen Paradigmen das Königreich Gottes ist, und Evangelium und Königreich oft als identisch verstanden wurden, war das Spektrum der Aktivitäten auch sehr breit: auch das diakonische Werk, als errichtetes Zeichen des Reiches, gehörte dazu. Sehr oft war die Rede von missiona-

risch-diakonischer Arbeit. Das war fast oder ganz identisch. Zu Beginn wurde oft gesagt, dass man es nicht trennen kann, aber später war es auch oft so, dass man theologisch nicht unterscheiden wollte. Alles wurde Mission: lobby und advocacy, Hilfe für Flüchtlinge, Sozialarbeit, Fair-Trade Kaffee, Finanzierung und Monitoring kirchlicher Projekte im Ausland, und so weiter. Mission wurde ein Containerbegriff und stand immer mehr im Rahmen von Aktionsperspektiven. Holländer, vor allem Einwohner von Rotterdam, sagen oft »Geen woorden maar daden« (keine Worte, sondern Aktion). Auch in der Kirche haben wir das oft gesagt, in Nachfolge vieler der Gesellschaft, die meinten, dass es morgen besser wird und dass wir wissen, wie es besser wird! Mission als Geschäft und eine bessere Gesellschaft als Produkt. Ein gewisser Kulturoptimismus ist in dem Sinne immer noch da.

Verlegenheit, außerhalb der Kirche – im kritischen Raum der Öffentlichkeit – über das Heil in Christus zu sprechen, hat dabei bestimmt eine Rolle gespielt. Vor einigen Jahren konnte man in unserer Kirche eine andere Stimme hören: keine Aktion, sondern Worte! Diese Aussage zeigt, dass manche das Gefühl haben, dass die Aktionsperspektive dominant geworden ist und dass wir den Mut haben sollten, auch über das Wort, über das Wort Gottes, zu reden. Dazu kommt, dass die Missionstheologie Hoekendijks und seiner Nachfolger kaum noch neue Impulse gibt für die missionarische Reflektion und Praxis. So hilft dieses Denken uns nicht bei der Frage, wie wir den Menschen helfen können, zum Glauben an Christus zu finden. Seit den 90er Jahren (New Age und Esoterik) und vor allem seit den Anschlägen in New York 2001 ist Religion wieder ein Thema geworden. Und Christen merken, dass sie oft Schwierigkeiten haben, über ihre Identität und ihren Glauben das Gespräch zu führen.

Diese Entwicklungen sind natürlich nicht die einzigen. Auch in anderen protestantischen Kirchen gab es vergleichbare Entwicklungen. Neue Anregungen für die missionarische Arbeit der protestantischen Kirche gab es ab 1999. In diesem Jahr wurden sämtliche Büros der drei protestantischen Kirchen in Utrecht zusammengelegt. Die Arbeit wurde an einem Ort zusammengeführt. Diese Integration der Arbeit führte zu intensiverer Reflektion über die Praxis der verschiedenen Büros. Was passierte da eigentlich?

Neue Anregungen im Denken über Mission

In Oktober 1999 kamen die drei Kirchenverwaltungen in einem Gebäude in Utrecht zusammen. Es gab eine Auslandsabteilung und eine Inlandsabteilung für missionarische, diakonische und ökumenische Arbeit. Nach kurzer Zeit wurde intensiv gesprochen über Mission – nicht nur über die Praxis, sondern auch über Missions-theologie. Einige Faktoren haben diese Diskussionen und Auseinandersetzungen veranlasst. Ich erwähne 5 Faktoren:

1. Kritische Fragen

Etwa um das Jahr 2001 gab es sehr kritische Fragen von Gemeindemitgliedern, die sich fragten, ob die Angestellten im neuen Büro der Kirchenleitung in Utrecht sich noch mit Mission beschäftigten. In kirchlichen Zeitschriften gab es einige kritische Artikel, in denen gesagt wurde, dass die Missionsarbeit unterdrückt worden sei. Viele örtliche Missionsgruppen äußerten sich in gleicher Weise. Ein ehemaliger Missionsdirektor schrieb in einer Zeitung für Älteste, dass Mission in Utrecht schon an die Hintertür gesetzt worden sei (und man die bestimmt mal mit dem Müll hinaus bringen würde). Als er noch hinzufügte, dass Kirchenmitglieder besser ihre Spenden an eine orthodoxe Missionsgesellschaft überweisen könnten, hat das in Utrecht eingeschlagen. »Was ist los? Haben sie vielleicht Recht?« Schließlich hat das dazu geführt, dass gründlich untersucht wurde, ob die Finanzierung von allerhand sogenannten missionarischen Projekten wirklich auch missionarische Projekte betraf. Dazu wurde untersucht, was die Kirchenordnung über missionarische Arbeit sagt und ob es da Übereinstimmung mit der Praxis gab.

Die Verantwortlichen kamen zu der Schlussfolgerung, dass es tatsächlich ein Problem gab:

a) das *Proprium* der missionarischen Arbeit, ihre Eigenheit, wurde lange Zeit vernachlässigt. Das *Proprium* der missionarischen Aufgabe der Kirche sollte wiederentdeckt und nachdrücklich herausgestellt werden, im Unterschied zur diakonischen Arbeit.

b) In Übereinstimmung mit der Kirchenordnung sollten Wege gesucht werden, um in der Missionsarbeit denjenigen, die das Evangelium nicht kennen, die Möglichkeit zu bieten das Evangelium kennenzulernen.

Eine Gruppe wurde beauftragt, eine Notiz zu verfassen, in der diese Fragen ausführlich behandelt werden sollten. Diese Notiz »Het verhaal gaat niet vanzelf« (2004) wurde durch die neue Synode der gerade unierten Kirche diskutiert. In dieser Notiz wurde zum ersten Mal über neue Kirchenpflanzungen in den Niederlanden geredet. Vorgesprochen wurde namentlich, da wo es fast oder gar keine christliche Gemeinschaft mehr gibt, neue missionarische Arbeit anzufangen und neue Gemeinden zu gründen. Hier erkennen wir den Einfluss der Anglikanischen Kirche Englands, wo schon seit Anfang der neunziger Jahre experimentiert wurde mit »Church planting«.¹²

2. Vereinigung der drei Kirchen

Als die drei Kirchen sich schließlich 2004 unierten, wurde durch die Synode gleich gesagt, dass die PKN (Protestantische Kirche in den Niederlanden) eine missionarische Kirche sein sollte. Sehr lange hatten sich die Verantwortlichen in der Kirche mit der Vereinigung beschäftigt. Das war eine mühselige Arbeit in einer sehr langen Periode. Der damalige Sekretär Dr. Plaisier, ehemaliger Missionsarbeiter in Indonesien, hat von Anfang an unterstrichen, dass die unierte Kirche den Mut haben sollte, in missionarischer Weise von Gott zu reden. Die Synode hat ausgesprochen, dass das Zeugnis über den Namen Christi wieder einen wichtigen Platz in der Kirche bekommen sollte. Und das nicht als eine einfache Lösung für die Verlegenheit mit dem Evangelium, sondern als Auftrag jeder Kirche, auch einer pluralistischen wie der PKN.

3. Migrationskirchen

Nach dem Jahre 2000 wurde immer klarer, dass Migrationskirchen schnell wachsen. Wir werden durch sie herausgefordert, klar zu machen, was wir glauben und wie wir zusammenarbeiten können. Wir können nicht mehr ignorieren, dass diese Kirchen sehr missionarisch engagiert sind (auch in diakonischer Arbeit). In Amsterdam gehen am Sonntag viel mehr Migranten zur Kirche als weiße Holländer. Sie stiften Gemeinden, arbeiten zusammen beim Aufbau multikultureller Gemeinden und bitten uns, Kurse zu veranstalten über »Mission and Ministry in multicultural perspective« (SKIN Rotterdam).

4. Neue Spiritualität

Seit den 90er Jahren ist Religion wieder salonfähig. Viele sind religiös interessiert, obwohl es

eine post-moderne Religiosität ist, stark vom Individuum geprägt und voller Widerstand gegen religiöse Institutionen. Wie dem auch sei: Wir wissen, dass es auch Menschen gibt, die zum Glauben finden. Glaubenskurse, nicht nur christliche, werden häufig besucht.

Natürlich steht Religion mehr denn je unter Verdacht: Fast jeden Tag lesen wir in der Zeitung über den Einfluss des Islam in unserer Gesellschaft, der Politiker Geert Wilders hat seinen Film »Fitna« gemacht und christliche Parteien in der Politik müssen sich oft verteidigen, als ob sie jedermann bekehren wollen. Und doch: Religion ist ein Thema und die Kirche kann in der Debatte eine wichtige Rolle spielen. Durch ökumenische Netzwerke haben wir Partnerkirchen mit sehr viel Erfahrung hinsichtlich des Lebens als Minderheit. Jenen Erfahrungen kann eine Stimme gegeben werden.

5. Entwicklungen in Nachbarkirchen

Es ist unbedingt so, dass Entwicklungen bei Nachbarkirchen für uns eine wichtige Rolle spielen. Es sind Anregungen für unsere Reflektion und missionarische Praxis.

Zuerst gibt es die Entwicklungen in den kleinen Reformierten Kirchen in den Niederlanden, wie den Christlich Reformierten Kirchen, der Freien Reformierten Kirche und der Niederländisch Reformierten Kirche. In diesen Kirchen wird viel mit Gemeindegründungen experimentiert. So gibt es in Amsterdam verschiedene »replants«: kleine Gemeinden in der Großstadt, die in einem bestimmten Moment zu dem Schluss kamen, dass ein einfaches Weitergehen wie bisher das Ende der Gemeinde bedeuten würde. In der Christelijke Gereformeerde Kerken (CGK) Amsterdam wurde der Entschluss gefasst, neben der alten Gemeinde »Via Nova« zu errichten, eine missionarische Initiative für junge und gut ausgebildete Einwohner von Amsterdam. Ein Team von drei Theologen, alle promoviert oder fast promoviert, fing mit dieser Arbeit an. Ihr Kennzeichen: neue Wege suchen, kontextuelle Gestaltung der Gemeinschaft, hohe Qualität der Musik (Jazz und klassische Musik), in der Predigt ausdrücklich damit rechnen, dass Anwesende wenig von der christlichen Tradition wissen.

Wir müssen gestehen, dass die missiologische und ekklesiologische Reflektion in Via Nova ein hohes Niveau hat. Einer der Theologen ist jetzt Lektor an der Universität der Freien Reformierten Kirche, wo er seit kurzem verantwortlich ist für

ein Masterprogramm »Missionarische Arbeit«. Entwicklungen in diesen Kirchen sind manchmal beeindruckend: Sie haben die Kirchenordnung schon geändert, damit die missionarische Arbeit ungehindert weitergeführt werden kann. Da stauen wir und sind vielleicht auch ein bisschen eifersüchtig.

»Nachbarkirchen in Europa«: Mission-shaped Church der Anglikanischen Kirche spielt eine Rolle, einerseits weil manche Verantwortliche für Mission dieses Modell gelesen haben, Kontakte haben zu Mitarbeitern der Anglikanischen Kirche und es in manchen neuen Büchern über missionarische Arbeit erwähnt wird. Wir müssen gestehen, dass die Engländer im Bereich von Church planting und mixed economy (das Suchen nach neuen Formen der Gemeindegemeinschaft neben den alten Formen) schon viel Erfahrung haben. So gab es in Bath (im November 2009) eine große Konferenz für Church planters (400 Teilnehmer), nicht nur aus evangelikalen Kirchen, sondern auch aus der Anglikanischen und Methodistischen, aus der Congregational und United Reformed Churches. Die Anglikaner haben schon viel erreicht im Bereich der Ausbildung von Pionierarbeitern und notwendigen Anpassungen der Kirchenordnung. Da können wir noch vieles lernen – und das möchten wir auch. Die fünf Faktoren haben zur Veränderung veranlasst. Welche Initiative gibt es in der PKN?

Die Suche nach neuen Möglichkeiten: Veränderung ist notwendig

Das Bewusstsein wächst, dass Veränderung notwendig ist, aber es muss sich noch vieles ändern und entwickeln. Auch der Kirchenvorstand der PKN in Amsterdam ist davon überzeugt. Vor 10 Jahren wollte man überhaupt nichts wissen von Initiativen anderer Kirchen. Doch das ändert sich sehr schnell. Wir sind uns bewusst, dass wir es nicht allein schaffen werden. Die Protestantische Gemeinde in Amsterdam hat im Moment nur noch 3.000 zahlende Mitglieder. Aber 25.000 Migrantinnen und Migranten sind Mitglied einer Migrationskirche. Die evangelische Crossroads Gemeinde hat 2.000 Mitglieder. Und die kleinen calvinistischen Kirchen machen allerhand Experimente mit neuen Gemeinschaftsbildungen und neuen Gemeindegründungen. In den letzten zwei Jahren fragt man sich immer wieder – und das ist wirklich völlig neu –: Was kann die alte Protestantische Kirche von den kleinen calvinistischen Kirchen lernen? Was haben die schon entdeckt? Welche

Erfahrungen haben sie mit dem missionarischen Dialog? Die PKN hat vor einigen Monaten zum ersten Mal einen missionarischen Pastor für Gemeindegründung in IJhorst gesucht und gefunden. Bestehende Gemeinden denken über neue Gestalten der Kirche nach, so wie in der Hebrongemeinde in Amsterdam-West und in der Muiderkerk in Amsterdam-Ost. Es wird nach Revitalisierung der bestehenden Gemeinde gesucht. Sechzehn Mitglieder des Kirchenvorstandes werden im September nach London fahren und dort neue Gestalten von Gemeinde besuchen. Zusammen studieren sie ein Buch über missionarische Gemeinschaftsbildung¹³ und versuchen, missionarisch zu denken und das nicht nur im Sinne einer Überlebensstrategie.

1. Leben aus der Freude des Glaubens

Nach der Vereinigung der Kirche hat die PKN ein Dokument veröffentlicht und diskutiert, in dem die Vision der PKN deutlicher wird.¹⁴ Es ist bemerkenswert, dass schon auf der ersten Seite über Elan, neue Impulse, Vertrauen auf die Kraft Gottes und das Überwinden von Pessimismus und Apathie gesprochen wird. Protestanten, heißt es, sind Leute, die »ein öffentliches Zeugnis ablegen« und die in aller Offenheit und Öffentlichkeit für die Verkündigung des Evangeliums von Jesus Christus stehen. Es ist eine Tradition, die auf die Gesellschaft ausgerichtet ist, die sichtbar und relevant präsent sein will. Und auf der zweiten Seite wird unterstrichen, dass das Leben der Gemeinde sich entfaltet in der Ortsgemeinde. Und es ist die Aufgabe der Gemeinde, das Wort Gottes weiterzutragen und davon zu erzählen. Jedes Gemeindemitglied ist Botschafter des Wortes.

Die Gemeinde ist missionarische Gemeinde – nicht nur insofern sie Zeichen des Königreichs ist –, und es ist ihre Aufgabe, die Botschaft des christlichen Glaubens zu verkündigen. Im Teil über den missionarischen Auftrag heißt es: »Wir sehnen uns danach, dass in den Niederlanden die Zahl der Menschen wächst, die das Evangelium hören und ihm vertrauen. Für diese Menschen wollen wir da sein und mit ihnen Kirche sein. Zugleich wollen wir uns verstärkt um die Menschen bemühen, die wir mit unserer heutigen Art, Kirche zu sein, nicht erreichen«. Deswegen versuchen wir, neue Wege zu finden.

2. Neue Abteilung für missionarische Arbeit

Seit kurzem gibt es eine neue Abteilung im Büro in Utrecht: Missionarische Arbeit und Wachs-

tum. Pfarrer Hans van Ark, der jetzt nur noch teilweise als Pastor an der Ortsgemeinde Wezep gebunden ist, ist für die neue Abteilung zuständig. Was hat diese neue Abteilung als Aufgabe?

- a) Besuch aller Kirchenkreise und fördern eines »Sense of urgency« und sehen zu lassen, dass der Aufbau einer missionarischen Gemeinde möglich ist. Es gibt dazu nicht ein bestimmtes Muster – in einer pluriformen Kirche gibt es verschiedene Theologien und missionarische Paradigmen – sondern es werden 30 missionarische Gestalten der Gemeinde erwähnt, 30 Möglichkeiten, um eine missionarische Gestalt zu ermöglichen oder zu verstärken.
- b) Aufbau einer neuen missionarischen Infrastruktur. Eine Infrastruktur gibt es eigentlich nicht. Es gibt Projektgruppen, manchmal noch Evangelisationsgruppen, aber strukturierter Austausch zwischen Gemeinden ist jetzt schwierig. Eine gute Infrastruktur kann helfen, einander zu berichten über »good practices« und Ermutigung in der Arbeit.
- c) Materialentwicklung. Prospekte, Sachen zum Austeilen, Ideen, Bücher usw.
- d) Gute Zusammenarbeit mit der neuen und erfolgreichen Jugendabteilung der PKN.
- e) Pionierstellen und neue Gemeindegründungen.

Stichworte in der Arbeit: **gönnen, einladen und involvieren!**

- a) Gönnen. Wir gönnen anderen das Evangelium Christi, denn die Begegnung mit Ihm ist ja das Beste, was es für Menschen gibt.
- b) Einladen. Menschen einladen zum Glauben an Christus.
- c) Involvieren. Keiner kann glauben ohne die Glaubensgemeinschaft. Es ist auch eine missionarische Aufgabe, Leute in die Gemeinschaft zu involvieren, damit sie am Leben der Gemeinde beteiligt sind.

Theologische Fragen und Herausforderungen

Viermal war ich mit einer Gruppe kirchlicher Mitarbeiter in London, im Rahmen einer Orientierung auf neue Gestalten der missionarischen Gemeinde. In einem Fortbildungskurs an der Protestantischen Theologischen Universität (PThU), im letzten und diesem Jahr, haben wir gemerkt, dass es einige Fragen gibt, die sich immer wieder stellen:

Erstens die Frage, wozu es missionarische Arbeit gibt. In der PKN, so wie in der Evangelischen Kirche in Deutschland, gibt es in theologischer Hinsicht viele Positionen: evangelikal oder liberal, charismatisch oder streng reformiert, usw. Die Auseinandersetzung über die Frage »Wozu Mission?« ist manchmal fast identisch mit der Frage »Was ist Heil für Menschen?« Sollten wir mit Menschen über ewiges Heil sprechen, damit sie gerettet werden? Warum sind es immer die Evangelikalen, die Gemeinden gründen und über »emerging church« sprechen? Manche fürchten, dass Form und Inhalt nicht getrennt werden können. Können liberale Theologen Gemeinden gründen und Menschen einladen zum Glauben? Oder ist das Motiv der Ewigkeit und Rettung notwendige Voraussetzung?

Eine *zweite* Frage ergibt sich, wenn es um das Verhältnis von alter Gemeinde und neuer Gemeinschaft geht. Wie viel Raum ist nötig für gesundes Wachstum? Welche Formen sind auch in der neuen Situation notwendig? Wer entscheidet, wer tauft? Ist die Kirchenordnung hilfreich oder gerade das Gegenteil?

Eine *dritte* Frage ist vielleicht die schwerste: Immer wieder bemerken wir, dass Leute Gott überhaupt nicht brauchen. Sie kommen ohne Gott sehr gut aus. Bis jetzt sagt man in unserer Sprache »Not lehrt beten«. Das hat unbedingt lange gestimmt. Aber stimmt es jetzt noch? Wenn Menschen Unheil erleben, sei es Krankheit oder Arbeitslosigkeit, Ehescheidung oder Depression, gibt es dann noch die Gottesfrage?

In unserer Sprache wurde das Wort »Ietsisme« geprägt (»etwas-ismus«: »ismus« mit Bedeutung wie in »Individualismus«, »Kapitalismus«, usw.). »Iets« bedeutet »etwas«. Leute glauben, dass es »etwas« gibt, in der Vergangenheit wurde an einen persönlichen Gott geglaubt, jetzt glauben viele, dass es »etwas, ich weiß nicht was, aber irgendetwas« gibt. Kann »etwas« Heil und Gnade geben, neue Lebenskraft? Vielleicht.

Für die missionarische Arbeit ist das eine große Herausforderung: es gibt eine neue Religiosität, aber wir wissen noch nicht, wie wir uns dazu verhalten können und wie wir in diesem neuen Kontext über Gott reden können. Es entwickelt sich allmählich eine neue kulturelle Lage, und in der missionarischen Arbeit müssen wir, so wie früher wenn die Missionare nach Indonesien oder Tansania gesandt wurden, eine neue Sprache lernen.

Anmerkungen:

¹ Bei den letzten Wahlen bekam das CDA, die große christliche Partei, nur 13,7% der Stimmen..

² Gustav Warneck gilt als Begründer der Missionswissenschaft.

³ 'Voortgangsrapportage Plan van Aanpak', Synode PKN April 2010.

⁴ J. de Groot, N. De Jong, A. Markus, *Missionair is mogelijk. Een praktische handreiking voor missionair gemeentezijn*, Zoetermeer 2007.

⁵ 'Missionair mag weer', *Wereld en Zending* 2003/3, 1.

⁶ H. Kraemer, *De kerk in beweging*, Den Haag 1947, 75.

⁷ Dozent Praktische Theologie an der Universität Utrecht bis 1998.

⁸ A. Noordegraaf, *Vijf broden en twee vissen. Missionair gemeentezijn in een (post)moderne samenleving*, Zoetermeer 1998, 97-154.

⁹ J.C. Hoekendijk, *Kerk en Volk in de Duitse zendingswetenschap, s.l., 1948*. Hoekendijk war Sekretär des 'Department of Studies on Evangelism' (WCC) und Professor für Praktische Theologie und Missionswissenschaft an der Universität Utrecht (1952-1966) und an Union Theological Seminary New York (1966-1975).

¹⁰ D. Bonhoeffer, *Letters and papers from prison*, London 1971, 382.

¹¹ T. Sundermeier, *Mission, Bekenntnis und Kirche*, Wuppertal 1962, 62-65.

¹² Vergleiche *Breaking New Ground* (1994), *Mission-Shaped Church* (2004) und *A Measure for Measures: in Mission and Ministry* (2004).

¹³ G. Noort, S. Paas, H. De Roest, S. Stoppels, *Als een kerk opnieuw begint. Handboek voor missionaire gemeenschapsvorming*, Zoetermeer 2008.

¹⁴ *Leren leven van de verwondering*, 2006. Auch auf Deutsch erhältlich (*Leben aus der Freude des Glaubens*). 

Missionarische Ekklesiologie für die Regionen

Von Prof. em. Dr. Wilfried Härle

»mehr-wert: Mission in der Region«, Kloster Volkenroda, 8. – 9.6.2010

Problematik und Bedeutung des Missionsbegriffs

Der Missionsbegriff schillert. Er bezeichnet einerseits etwas, was für die christliche Kirche grundlegend ist (obwohl der Missionsbegriff selbst in der Bibel nicht vorkommt). Er bezeichnet andererseits etwas, was in Geschichte und Gegenwart auch vielfältig belastet ist.

a) So verstehen viele Menschen »Mission« bzw. »Missionierung« als Bezeichnung für eine Form religiöser Mitgliedergewinnung, die den Charakter von Abwerbung hat. (Würden Sie zu einem Nichtchristen, den Sie zu einer kirchlichen Veranstaltung einladen oder mit dem Sie über Ihren Glauben sprechen wollen, jemals sagen: »Ich will Dich/Sie missionieren«?)

b) Bei »Mission« denken viele Menschen an die Akte der Zwangschristianisierung (durch Taufe unter Todesdrohung) oder Zwangsislamisierung (durch Dschihad), die es in der Geschichte tatsächlich gegeben hat und die als eine schwere Hypothek auf dem Missionsbegriff lasten.

c) »Mission« steht zugleich für eine große christlich-kulturelle Bewegung vor allem des 19. Jahrhunderts mit erheblichen ökonomischen Anteilen (Evangelisierung und Kolonialisierung; Bibel, Kautschuk und Baumwolle; aber auch Missionschulen, -krankenhäuser; Erhaltung und Ausrottung von Riten und Bräuchen, bedrohten Sprachen und Kulturen), deren Auswirkungen man wohl mit Fug und Recht als **ambivalent** bezeichnen muss, die also nicht einfach verteufelt, aber auch nicht glorifiziert werden dürfen.

d) Bei jeder christlichen Taufe wird der Text verlesen (Mt 28, 16-20), der unter dem Namen »Missionsbefehl« im kulturell-religiösen Gedächtnis abgespeichert ist und seit dem 16. Jahrhundert die weltweite Verkündigung des Evangeliums von Jesus Christus als Befreiung von religiöser Angst und Orientierungslosigkeit meint. Auslöser war dafür in der katholischen Kirche und Theologie der als traumatisierend empfundene Verlust der (abendländischen) Einheit der

Christenheit als Einbuße an Katholizität. Die weltweite Mission (insbesondere in Ostasien und in Amerika) sollte diesen Verlust wieder wettmachen bzw. kompensieren.¹ Mit dem Begriff »Weltmission« wird etwas angesprochen, was zum Wesen der universal gültigen, alle Menschen meinenden Botschaft des Christentums gehört und in der Barmer Theologischen Erklärung Ausdruck findet in der Beschreibung des kirchlichen Auftrags mit den Worten: »die Botschaft von der freien Gnade Gottes auszurichten an alles Volk« (BTE VI).

e) Vom Anfang des 19. Jahrhunderts stammt schließlich der Begriff der »Inneren Mission« den Friedrich Lücke geprägt und Johann Hinrich Wichern auf dem Wittenberger Kirchentag von 1848 nicht nur zur Diskussion gestellt, sondern alsbald tatkräftig umgesetzt hat. Dieser Begriff, mit dem – als Pendant zur Äußerer Mission – die christlich motivierte Liebestätigkeit gegenüber den durch die Industrialisierung verelenden (aber auch entkirchlichten) Massen bis in die 70er Jahre des 20. Jahrhunderts bezeichnet wurde (dann: »Diakonie«) enthält sowohl eine soziale als auch eine volksmissionarische Komponente; denn die Fürsorge und Liebestätigkeit sollte Menschen in ganzheitlicher Weise etwas von der Wirklichkeit und Heilsamkeit des Evangeliums spüren und erfahren lassen – und hat dies auch bis heute in einem erheblichen Maße geleistet. Für die heutige Situation ist dieser Ansatz aus zwei Gründen immer noch aktuell und relevant: 1.) weil er darüber nachzudenken nötigt, inwiefern Mission auch durch Taten und Strukturen geschieht (z. B. durch Schuldnerberatung oder Schwangerschaftskonfliktberatung) und 2.) weil er ins Bewusstsein rückt, dass die missionarische Aufgabe und Verkündigung auch in einem Land mit volksgeschichtlichen Strukturen und einem hohen christlichen Bevölkerungsanteil nicht ein für alle Mal erfüllt und erledigt ist, sondern sich auf Grund der ständig stattfindenden regenerativen Erneuerung der Gesellschaft ständig stellt, und auf Grund von phasenweise eintretenden Erosionen (z. B. durch die Religionspolitik der DDR und durch Säkularisierungs- und Pluralisierungstendenzen in Deutschland) neu stellen kann. Wenn heute vom missionarischen Auftrag der Kirche die Rede ist, dann ist – wenn ich recht sehe – vor allem diese Situation im Blick.

f) Im missionstheologischen Zusammenhang wird der Missionsbegriff seit einiger Zeit häufig ergänzt oder ersetzt durch den (biblischen, sowohl postalisch wie massenmedial vertrauten) Begriff der »Sendung«. Dieser nach meiner Beobachtung weniger belastete Begriff kann sowohl den Vorgang bezeichnen, durch den jemand einen Auftrag erfüllt, als auch den Inhalt des Auftrags, die Botschaft selbst. In diesem Sinn kann dann auch in säkularen Zusammenhängen von der »Sendung« und sogar von der »Mission« gesprochen werden, die jemand (als Individuum oder als Körperschaft) hat, zu haben meint oder für sich in Anspruch nimmt. Diesen Sendungsbegriff halte ich für relativ gut geeignet, um das auszudrücken, was »Mission« im Kontext des christlichen Glaubens und speziell der Ekklesiologie meint.

Mission/Sendung als Wirklichkeit und Auftrag

a) Auf einer grundlegenden und umfassenden Ebene bezeichnet Mission/Sendung etwas, was nicht (nur) geschehen soll, sondern etwas, das unweigerlich geschieht. Paulus hat dafür ein m. E. sehr glückliches Bild geprägt, wenn er im 2 Kor 3,2f. die Gemeinde anschreibt mit den Worten: »Ihr seid unser Brief, in unser Herz geschrieben, erkannt und gelesen von allen Menschen! Ist doch offenbar geworden, dass ihr ein Brief Christi seid, durch unsern Dienst zubereitet, geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes, nicht auf steinerne Tafeln, sondern auf fleischerne Tafeln, nämlich eure Herzen«. Dieses Bild erinnert an etwas, das in dem ganzen Nachdenken über Mission/Sendung nicht aus dem Blick geraten sollte, sondern sogar dessen Fundament bildet: Wir sind faktisch immer schon eine Botschaft für andere Menschen, auch wenn wir uns dessen nicht bewusst sind oder dies möglicherweise gar nicht sein wollen. Davon wird im schlechteren Fall gesagt, dass unsere Taten so laut sprechen, dass man unsere Worte gar nicht hört, oder im besseren Fall, dass wir gar nicht viel sagen müssen, weil unser Verhalten und Sein für sich spricht (»stille Mission«). Die Frage nach unserem missionarischen Engagement kehrt sich im Blick darauf möglicherweise in heilsamer Weise um zu der selbst-prüfenden Aussage: Was für eine Botschaft bin ich eigentlich in Bezug auf meinen christlichen Glauben? (Das ist ähnlich fruchtbar wie die Anwendung von Luthers Gottes-«Definition« aus dem Großen Katechismus zum Zwecke der Selbstprüfung: »Woran hänge ich eigentlich mein Herz?«) Auf dieser grund-

legenden Ebene ist jeder (getätigte oder unterlassene) Kirchgang, jedes (gesprochene oder nicht gesprochene) Tischgebet ein missionarischer Akt, fragt sich nur wofür?

b) Etwas spezieller und näher bei dem, woran wir üblicherweise denken, wenn wir von »Mission« hören oder reden, ist das, was Petrus und Johannes lt. Apg. 4,20 dem Hohen Rat auf das Verbot der Christusverkündigung hin antworten: »Wir können's ja nicht lassen, von dem zu reden, was wir gesehen und gehört haben«. Hier ist zwar auch nicht von einem Sollen sondern von einem Nicht-anders-Können die Rede, aber hier geht es nun doch nicht nur um das, was Menschen *sind*, sondern auch um das, was Menschen (in diesem Fall die Apostel) *sagen*, weil sie davon (so) erfüllt sind. Hier gilt dann oft auch der hellsichtige Satz aus der Passionsgeschichte, genauer aus der Verleugnungserzählung: »Deine Sprache verrät dich« (Mt 26, 73). Situationen, in denen wir es nicht lassen können zu reden, gibt es auch im alltäglichen Leben immer wieder

- sei es im Blick auf dramatische Katastrophen, die man miterlebt hat
- im Blick auf neue Einsichten, die einem zuteilgeworden sind
- im Blick auf Verunsicherungen, die einem widerfahren sind.

Und je nachdem, welche dieser Situationen gegeben ist, hat das Nicht-anders-Können jeweils eine andere Motivation und Funktion. Es kann dem Ziel dienen bzw. die Funktion haben,

- einen inneren Überdruck loszuwerden,
- anderen an etwas Faszinierendem Anteil zu geben,
- Zustimmung und Bestätigung für eigene Überzeugungen zu erreichen.

Vermutlich gibt es in den verschiedenen Formen des missionarischen Engagements alle diese Motivationen und Funktionen, aber nicht alle sind der Sache und dem kirchlichen Auftrag gleichermaßen angemessen. Wer durch seine Sendung seine eigene innere Unsicherheit beschwichtigen oder besiegen will, indem er Zustimmung und Bestätigung sucht, wird vermutlich überdurchschnittlich forsch auftreten und weniger gut dem Gegenüber die Entscheidung frei lassen können, auch »nein« zu sagen, als

wenn das Motiv darin besteht, einen anderen an etwas teilhaben zu lassen, was man selbst als großartig und wichtig erlebt hat und empfindet. Diese letztgenannte Motivation ist bei Paulus in 2 Kor 5,14 in die schönen Worte gefasst: »Denn die Liebe Christi drängt uns«. Wenn man der christlichen Sendung **das** abspürt, dann stimmt vermutlich auch **der Ton, der die missionarische Musik macht**.

c) Insbesondere im Umfeld der Ostergeschichten finden sich nun doch auch die Sendungsaussagen, die zwar indikativische Form aber doch auch imperativen Sinn haben. Eine Schlüssel-formulierung taucht in Joh 20,21 auf: »Wie mich mein Vater gesandt hat, so sende ich euch«. Faszinierend daran ist nicht nur die Bestimmtheit und Reichweite dieses Sendungsauftrags, der mit dem vollmächtigen Vergeben oder Behalten der Sünden verbunden ist, sondern auch seine Einreihung in die Sendung Jesu durch den Vater (zum Heil der Welt). Dabei ist die Folgeordnung natürlich nicht unerheblich und darf nicht außer Acht gelassen werden. Im Unterschied zu Jesus Christus, der Mensch gewordenen Liebe Gottes, sind wir weder als einzelne Christenmenschen noch als kirchliche Amtsträger noch als christliche Gemeinde oder Kirche im Ganzen die Selbstoffenbarung Gottes in der Welt, aber wir sind beauftragt und bevollmächtigt, diese Selbsterschließung Gottes in Jesus Christus der Welt zu **bezeugen**, und das ist unser von Gott durch Christus erteilter Auftrag. Der altmodisch klingende Begriff »Bezeugung« ist an dieser Stelle als Bezeichnung für etwas, wofür wir aus eigener Erfahrung und eigener Kenntnis (eben »als Zeugen«) einstehen können, vermutlich unersetzlich. Worin dabei die Sendung Jesu besteht, die wir zu bezeugen haben, das lässt sich dem Neuen Testament im Ganzen entnehmen, zusammengefasst aber insbesondere aus Texten wie der Antwort Jesu auf die Täuferanfrage (Mt 11,4-6 par. Lk 7,22f.) sowie der Antrittspredigt Jesu in Nazareth (Lk 4,18-21).

d) Diese österliche Sendung ist freilich nichts völlig Neues, sondern hat ihre Vorläufer in der Berufung und mehrfachen Aussendung der Jünger Jesu während seines irdischen Wirkens (Mt 10,1-42; Mk 6,7-13; Lk 9,1-6). Dabei werden die Jünger zu derselben Verkündigung und Heilungstätigkeit beauftragt (und befähigt!), die auch für Jesu eigene Sendung charakteristisch ist. In diesen Zusammenhang gehört dann auch der nicht sonderlich ermutigend wirkende Vergleich der Sendung der Jünger: »wie Schafe mitten unter die Wölfe« (Mt 10,16) bzw. sogar »wie

Lämmer mitten unter die Wölfe« (Lk 10,3). Hier wird erkennbar, dass die Berufung auch insofern in die Nachfolge Jesu hineingehört, als sie das Leiden und Sterben um Jesu Christi willen als Möglichkeit mit einschließt. So beginnen und enden normalerweise keine Erfolgsgeschichten. (Obwohl ich auch glaube, dass beherzte Lämmer auf Wölfe durchaus Eindruck machen können.) Es ist nicht ungünstig, wenn wir den Aspekt der Mission/Sendung, der traditionell »Leidensnachfolge« genannt wird, mit im Blick haben, gerade wenn Mission (in der Region) als Teil einer Strategie zu Erhaltung und Entwicklung der Kirche in den Blick genommen wird. Wo hat **dieser** Aspekt der Mission für uns seinen Ort? In unserem Lebenskontext kaum in der Erfahrung von Verfolgung und Bedrohung, eher schon durch Belächelt-werden, gesellschaftliche Isolierung oder Umgehung.

e) Auf einer fünften und letzten Ebene der Konkretisierung stoßen wir dann noch einmal auf den **Missionsbefehl** aus Mt 28,19f. mit seiner klaren imperativischen Form und dem entsprechenden Inhalt. Dabei stoße ich mich immer wieder an zwei Formulierungen: an dem etwas mechanisch klingenden »machtet zu Jüngern« (μαθητεύσατε, also »verjüngert«) und an dem »alle Völker« (»πάντα τὰ ἔθνη «). Beides ist ja enorm leicht missbrauchbar und in der Geschichte auch schrecklich missbraucht worden. Die Exegeten, die ich konsultiert habe, meinen freilich, dieser Missbrauch sei nicht im Taufbefehl angelegt; denn das Zu-Jüngern-Machen enthalte immer das Element der Freiheit, dem Ruf oder der Einladung in die Jüngerschaft auch **abzusagen**, wie es das im Neuen Testament ja auch gelegentlich gibt (z. B. beim reichen Jüngling oder beim Gleichnis vom großen Gastmahl). Und die Erwähnung der Völker zeige lediglich den umfassenden, unbegrenzten Horizont, in dem Mission nach Ostern zu denken und zu treiben sei, um möglichst niemanden davon auszuschließen – auch und gerade nicht die »Heiden« (Mt 28, 19 als korrigierende Weiterentwicklung zu Mt 10, 5).

Mission/Sendung in einem pluralistischen, christianisierten Land

a) Vor etwa 30-40 Jahren gab es eine breite (religions- und kirchensoziologische) Theoriebildung, die mit dem Paradigma der Säkularisierung arbeitete. Damit wurde eine alte kirchenrechtliche und staatskirchenrechtliche Kategorie aufgenommen, die ursprünglich den Übergang von Personen (z.

B. Mönchen) aus einem klösterlichen in ein nicht-klösterliches Zugehörigkeitsverhältnis oder von Besitz (z. B. Ländereien, Gebäude) aus einem kirchlichen in ein nicht-kirchliches Eigentumsverhältnis bezeichneten. Besonders bekannt und wirksam waren die Säkularisierungsprozesse, die im Zusammenhang mit der Reformation und den Napoleonischen Kriegen stattgefunden hatten: Ursprüngliches Kircheneigentum wurde zu weltlichem Eigentum (z. B. der Fürsten oder der Reichsstädte). Dieser rechtlich und ökonomisch orientierte Säkularisierungsbegriff erfuhr jedoch im 19. Jahrhundert eine geistesgeschichtlich orientierte Weitung, so dass nun der Prozess der Verweltlichung in Fragen des Glaubens und der Sitten als »Säkularisierung« bezeichnet wurde. Dabei blieb jedoch für lange Zeit offen und strittig, ob diese Säkularisierung als **Entkirchlichung**, als **Entchristlichung**, oder ganz umfassend als **Entreligionisierung** zu verstehen und zu gebrauchen sei.² Für und gegen alle drei Deutungen gibt es eine Vielzahl von Gründen, die auch die Anwendbarkeit des Begriffs »Säkularisierung« betreffen.

b) Dieser Streit ist nie entschieden, sondern durch die Entwicklung überholt worden. Denn inzwischen ist die Kategorie der Säkularisierung in der Soziologie grundsätzlich und in ihrer Anwendbarkeit auf die gegenwärtige Welt radikal in Frage gestellt worden. Die durch den Positivismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts (A. Comte) genährte Vorstellung, die moderne Welt würde immer säkularer im Sinne von nicht-religiöser hat sich jedenfalls als so falsch erwiesen, dass der amerikanische Religionssoziologe Peter Berger schon 1999 eine religionssoziologische Gegenwartsanalyse unter dem Leitbegriff der »Desecularization«³ vorlegen konnte, aus der hervorgeht, dass weltweit (mit Ausnahme eines kleinen Dorfes namens »Mitteleuropa«) ein breiter Prozess religiöser Revitalisierung zu beobachten ist, der auch – aber natürlich nicht nur – dem Christentum zugutekommt. Die diesbezüglichen Wachstumszahlen aus Afrika, Amerika und Asien sind atemberaubend. Der 11. September 2001 spielt in diesem Zusammenhang natürlich auch eine Rolle, aber er ist nicht Auslöser dieser Bewegung, sondern allenfalls **eines** ihrer **Symptome**.

c) Welche religionssoziologische Kategorie tritt an die Stelle des Säkularisierungsbegriffs? Es ist der **Pluralismus**begriff, der vom Begriff der Pluralität noch einmal zu unterschieden ist, weil er eine weltanschaulich-religiöse Vielfalt bezeichnet, die unhintergebar ist, also nicht in einer

höheren oder tieferen Gemeinsamkeit aufgehoben ist und aufgehoben werden kann. Dieser Orientierung am Pluralismus-Begriff korrespondiert teilweise eine Orientierung am Milieubegriff, der ich persönlich jedoch eher distanziert bzw. skeptisch gegenüberstehe.⁴

d) Dass wir es in unserer Gesellschaft mit einer pluralistischen Situation zu tun haben, wird kaum irgendwo bestritten. Die Frage ist jedoch, was das für den kirchlichen Sendungsauftrag heißt und wie mit diesem Pluralismus umzugehen ist. Dabei scheint es mir für unsere Situation als typisch, dass Menschen, auch solche, die einer christlichen Kirche angehören, häufig ein sehr kritisches Verhältnis zur Kirche als Institution, auch zu ihrem Personal (also zur Pfarrerschaft) und auch zu den Lehren der Kirchen haben, aber gleichwohl für sich eine frag-lose Nähe zum Christentum bzw. zum Christsein in Anspruch nehmen. Ich erlebe immer wieder, dass Menschen, die sich total negativ zur Kirche und all ihren Inhalten geäußert und diese für komplette Betrugsunternehmen erklärt haben, sich geradezu empört dagegen verwehren, wenn man sie als »unchristlich«, »ungläubig« oder gar als »atheistisch« bezeichnet. Ich empfinde das als eine ganz ambivalente Situation, die ich freilich deutlich von einer chancenlosen Situation unterscheiden würde.

d1) Fragt man sich, woher diese Menschen ihre Kenntnisse über Kirche, Glauben, Christentum etc. beziehen, so ist es in der Regel nicht eigene Anschauung und Erfahrung, schon gar nicht seriöse Fachliteratur, sondern vor allem ein massenmedial vermitteltes Sammelsurium von einzelnen Thesen, von Skandalgeschichten und dem, was man aus dem eigenen Umfeld gehört hat. Diese Informationsbasis wird jedoch in der Regel **nicht** als unzureichend empfunden, so dass ein darauf bezogenes Informationsbedürfnis für mich nicht nachweisbar oder erkennbar ist.

d2) Eine Ausnahme hiervon bilden meiner Beobachtung nach **junge Erwachsene**, die (zum ersten Mal) Eltern geworden sind und sich vor der von ihnen selbst empfundenen Aufgabe sehen, ihrem Kind nun auch in religiöser Hinsicht einen möglichst guten Start ins Leben zu ermöglichen, aber selbst keine (befriedigende) religiöse Erziehung genossen haben. Bei dieser Gruppe gibt es ein relativ großes Interesse an Informationen, Materialien (Gebete, Lieder, Geschichten Kinderbibeln) sowie an Gesprächsmöglichkeiten mit anderen Eltern und mit religionspädagogisch kompetenten Ansprechpartnern. Das kann sei-

nen Ort im Umfeld der Taufe oder des Kindergartens oder des Konfirmandenunterrichts finden.

e) Deshalb vertrete ich – auch auf Grund der Ergebnisse aus unserer Untersuchung »Wachsen gegen den Trend«⁵ – mit Nachdruck die Auffassung, dass die Arbeit mit Kindern und ihren Eltern einer der aussichtsreichsten und verheißungsvollsten Anknüpfungspunkte für die heutige missionarische Arbeit in unserer pluralistischen, christianisierten Gesellschaft ist. Dafür sprechen mehrere Faktoren:

- Kinder, die noch offen sind für das, was ihnen begegnet, haben in der Regel nur geringe Probleme, die Schwelle zur Kirche zu überschreiten oder zu überkrabbeln. Das empfinden Menschen mit zunehmendem Alter als schwieriger;
- während für die meisten Menschen das sonn-tägliche Glockenläuten kein hinreichender Grund ist, eine Kirche aufzusuchen, ist es oft für eine ganze Großfamilie ein hinreichend guter Grund zum Kirchengang, wenn dort ein eigenes Kind in irgendeiner Funktion auftritt bzw. vorkommt;
- viele junge Familien leben auf Grund der gesellschaftlich geforderten Mobilität häufig getrennt von ihren Herkunftsfamilien und haben deshalb kein soziales Netz, das sie in schwierigen Situationen auffängt; das stellt für taufende Gemeinden die Aufgabe, Herausforderung und Chance dar, die Realität des Leibes Christi, in die hinein getauft wird, in der Gemeinde vor Ort erlebbar zu machen;
- in diesem Zusammenhang (aber nicht nur in ihm) kann auch die Erfahrung gemacht werden, dass Menschen oft leichter auf Mitarbeit hin anzusprechen und dafür zu gewinnen sind als auf die Inanspruchnahme unserer Verkündigungs- oder Seelsorgeangebote.⁶

f) Der andere große Anknüpfungspunkt ist meiner Beobachtung nach immer noch und immer wieder die **Musik**, sei es in Form von Kinderchören, von Musikunterricht (musikalische Früherziehung) und Musikgruppen, von anspruchsvollen Kantoreien sowie schließlich von klassischer Kirchenmusik (Kirchenkonzerte!). An dieser Schnittstelle zwischen Kultur und Christentum finden Menschen immer wieder einmal einen Zugang zum Evangelium, der ihnen ansonsten versperrt bliebe.

Parochie und/oder Region als kirchliche Bezugsgrößen

a) Die christliche Kirche hat von ihrem Wesen und Auftrag her eine natürliche Nähe zur Parochie, das heißt: zu einer Struktur kirchlicher Arbeit, die sich an der Präsenz und Erreichbarkeit für die Menschen orientiert, die »um eine Kirche herum« wohnen und dort ihr alltägliches Leben führen. Das ergibt sich schon aus der Einsicht, dass die Kirche nach evangelischem Verständnis die Versammlung von Menschen um Wort und Sakrament ist. Dabei steht die Parochie als Gemeinde vor Ort nicht nur für die **räumliche** Nähe, die ein Erreichen des Gottesdienstes auch ohne Benutzung von Verkehrsmitteln ermöglicht, sondern auch für die Gemeinschaft des Lebens- und Erlebnisraumes, als Gemeinschaft der **Kultur** und der **Sprache**, durch die das menschliche Leben gestaltet wird und Menschen miteinander verbunden (oder voneinander getrennt) sind, und sie steht für die Erfahrung von **leibhafter** Nähe (insbesondere im Abendmahl). Das ist der m. E. richtige und beherzigenswerte Aspekt der Parole: »Lasst die Kirche im Dorf!« Aber diese Parole wird problematisch, wenn sie ihre eigenen (personellen, ökonomischen, strukturellen) Realisierungsbedingungen aus dem Blick verliert oder wenn sie das Nachbardorf und die Region nicht mehr in den Blick bekommt. Es gibt auch in der Kirche ein Denken, das sich weniger am kirchlichen Auftrag als an der Wahrung des eigenen Besitzstandes orientiert. Da wird die Gefahr, dass die Kirche in Gestalt der eigenen Gemeinde zum Selbstzweck wird, akut, und das ist eine große Gefahr.

b) Es gibt in diesem Zusammenhang zwei **Gründe** (einen negativen und einen positiven), die es heute verstärkt empfehlen, darüber nachzudenken, ob die **Region** (der Kirchenkreis, das Dekanat, der Kirchenbezirk, die Klasse etc.) Chancen für die Wahrnehmung des kirchlichen Auftrags bietet, die stärker als bisher genutzt werden könnten und – wo möglich – auch sollten. Dabei geht es heute um einen gegenüber den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts **veränderten** Zugang zur Regionalisierung. Während damals meiner Wahrnehmung nach die »Stärkung der mittleren Ebene« unter dem Leitbegriff der **Zentralisierung** (und der durch sie erhofften Einsparung an Finanzmitteln und Personal) stand, geht es heute um etwas anderes, das ich mit dem Leitbegriff »**Austausch**« bezeichnen möchte.

b1) Der *negative* Grund, der für ein Nachdenken in diese Richtung spricht, ist uns im Zusammenhang mit unserer bereits genannten Untersuchung »Wachsen gegen den Trend« bewusst geworden. Er trägt einen kurzen Namen: »Neid«, und tritt fast immer dort auf, wo eine Gemeinde anfängt zahlenmäßig (und auch finanziell und strukturell) zu wachsen. Dieser Neid ist nicht nur anthropologisch leicht zu verstehen, sondern ist zu einem gewissen Teil auch nachvollziehbar zu erklären: Wachsende Gemeinden wachsen niemals nur aus dem kirchlichen Niemandsland, also aus dem Missionsgebiet, sondern sie wachsen immer auch durch Gewinnung von Menschen aus Nachbargemeinden, die das Angebot oder die Atmosphäre attraktiver finden und sich darum umorientieren, u. U. sogar umgemeinden lassen, und das sind oft Personen, die in ihren bisherigen Gemeinden zu den Aktivposten gehörten. Das schmerzt, und das erzeugt oft Bitterkeit und – wie gesagt – Neid. Manchenorts ist es gelungen, dieses Problem vor Ort, d. h. in der Region gut zu bearbeiten und zu lösen, aber das ist eher die Ausnahme als die Regel. Kann man dagegen etwas tun? Wir haben in unserem Buch geschrieben: »In der Nachbarschaft sehen sich viele als Konkurrenten. Wurde dieses Denken überwunden, konnten einige Gemeinden Gewinn aus der Zusammenarbeit ziehen. **Hier besteht für die Zukunft eine besondere Aufgabe und Chance, wenn es gelingt, parochie-übergreifende, gemeinsame Wachstumsprozesse in Kirchenkreisen zu initiieren.**«⁷ Dieser letzte Satz, der von einer besonderen Aufgabe und Chance spricht, ist der einzige Satz in diesem Buch, der komplett kursiv gesetzt und damit deutlich hervorgehoben ist. Er hat auch die stärkste Resonanz hervorgerufen und zu ersten Praxisversuchen in diese Richtung geführt. Deshalb stehe ich aus Überzeugung zu diesem Denkansatz, und halte das im Rückblick auf die drei Jahre seit dem Erscheinen dieses Buches auch nach wie vor – ja verstärkt – für einen richtigen, zukunftsweisenden Ansatz, aber dabei kommt es auf jedes Wort an, vor allem auf die Formulierung: »Wurde dieses [Konkurrenz-]Denken überwunden« und die Rede von der »**Chance, wenn es gelingt...**«. Die Kategorie des *Gelingens* mit Bezug auf ein neues Denken ist m. E. ein ganz entscheidender Ansatz, der allerdings kirchenleitenden Interventionen und Anweisungen, vor allem aber dem Prinzip der Mehrheitsentscheidung **ganz enge Grenzen** setzt. Hier muss alles frei und freiwillig geschehen.

b2) Der *positive* Grund stammt ebenfalls für meine Wahrnehmung aus wachsenden Gemeinden, die die Erfahrung machen, dass mit dem zahlenmäßigen Anwachsen die Erwartungen an

kirchliche Angebote in einem solchen Maße zunehmen können, z. B. im Blick auf **Gottesdienste** in verschiedenen Formen, zu verschiedenen Zeiten, an verschiedenen Orten und für verschiedene Zielgruppen, aber z. B. auch hinsichtlich der professionellen Begleitung (Supervision) von Mitarbeitern, dass dies (trotz zusätzlicher Finanzmittel aus dem Spendenaufkommen und trotz zusätzlicher Personalstellen, die daraus finanziert werden) zu einer Überforderung der haupt-, neben- und ehrenamtlichen Mitarbeiter führen kann. Hier wird wohl etwas von der enorm gewachsenen Pluralität und Differenziertheit von Lebensstilen und Lebensformen spürbar, die mit dem o. g. Pluralismus einhergehen, aber deutlich von ihm zu unterscheiden sind. Und auch hier bietet das Denken (und Fühlen) in einem regionalen Horizont eine **Möglichkeit**, das kirchliche Angebot zu verbreitern, vielleicht auch zu verbessern, ohne dass damit eine personelle, zeitliche Mehrbelastung verbunden sein muss.⁸ Das setzt voraus, dass es in der Region zu einem Austausch zwischen Gaben, Möglichkeiten und Grenzen kommt, den alle als einen Gewinn empfinden können, weil das quantitative und qualitative Wachstum der Region als ganzer zugutekommt – oder die dem entgegenstehenden Verluste und Erfahrungen von Misserfolgen ebenfalls gemeinsam getragen und verarbeitet werden können.

c) Wenn in diesem Bereich der Regionalisierung etwas gelingen soll, das sich für das kirchliche Leben als Segen erweist, dann kann das nur unter Respektierung des Grundsatzes der Freiwilligkeit bezogen auf alle Beteiligten und auf jeden Schritt geschehen. Deshalb werbe ich für eine Kirche, die sich inhaltlich und strukturell tatsächlich als »Kirche der Freiheit« und das heißt, in diesem Fall: als einladende Kirche versteht und die auch als solche erlebt werden kann. Es könnte ein wichtiges Element des visitierenden kirchenleitenden Handelns sein, angesichts zunehmend vielfältiger Erwartungen an die Kirche Prozesse des gemeinsamen Nachdenkens darüber anzustoßen, wo durch Zusammenarbeit in der Region eine Verbreiterung und Verbesserung kirchlicher Angebote ohne zusätzliche personelle und zeitliche Belastungen möglich ist. Damit würde dann die Region zu dem Ort, auf den sich das kirchliche Handeln bezieht und an dem es sich orientiert. Das setzt freilich mehreres voraus, worüber wir nicht verfügen, was wir also nicht in der Hand haben:

- eine belastbare, weil theologisch und geistlich fundierte Vertrauensbeziehung zwischen den

Gemeinden und Pfarrern vor Ort, also in der Region,

- eine grundsätzliche Bereitschaft zum Abgeben und zum Übernehmen (also zum Austausch) von Aufgaben in der Region, und vor allem
- eine Haltung, wie Paul Gerhardt sie in einem seiner wunderbaren Lieder als Gebet formuliert hat, das einen festen Platz in möglichst vielen damit befassten Gremien bekommen sollte:

Lass mich mit Freuden ohn' alles Neiden sehen den Segen,
Den du wirst legen in meines Bruders und Nächsten Haus.
Geiziges Brennen, unchristliches Rennen nach Gut mit Sünde
Das tilge geschwinde von meinem Herzen
und wirf es hinaus (EG 449,6).

Wo Gott dieses Gebet erhört, kann Gemeindegewachstum in der Region als **Segen** erlebt werden.

Anmerkungen:

¹ Siehe zu diesem exegetischen und kirchengeschichtlichen Befund U. Luz, *Das Evangelium nach Matthäus*, Bd. IV, Neukirchen 2002, S. 442-454

² Siehe dazu P. Haigis, *Pluralismusfähige Ekklesiologie*, Leipzig 2008, bes. S. 129-321.

³ Berger, *Desecularization of the World*, Washington D.C./Grand Rapids, Mich. 1999.

⁴ Ich halte die Milieueinteilungen (etwa die Milieus der Sinus-Studie) einerseits für viel zu unscharf, andererseits für heuristisch unergiebig. Sie reichen kaum irgendwo weiter als bis zu der Feststellung, dass es in unserer Gesellschaft Milieus gibt, die von den Kirchen nicht erreicht werden, und dass dies ein bedauernswerter und möglichst zu überwindender Zustand sei. Die Unschärfe und Unergiebigkeit dieses Ansatzes hängen m. E. insofern miteinander zusammen, als die Einteilung der Milieus teilweise schon anhand von Differenzierungen erfolgt, auf die sie dann erst angewandt werden sollen. Zudem täuschen die Milieueinteilungen Eindeutigkeiten vor, die der gesellschaftlichen Realität nicht Rechnung tragen. Schließlich haben sie für die kirchliche Praxis nur geringen Anwendungs- und Gebrauchswert, da sich nichts darüber aussagen, wie mit den Angehörigen von kirchennahen oder kirchenfernen Milieus umgegangen werden sollte.

⁵ W. Härle u. a., *Wachsen gegen den Trend. Analysen von Gemeinden, mit denen es aufwärtsgeht*, Leipzig (2008) S. 103

⁶ Dabei würde ich im Pfarramt gerne auch den Versuch machen, ansprechbare Menschen – auch solche mit einer stark kirchen- und christentumskritischen Prägung – zur regelmäßigen oder gelegentlichen Mitwirkung an der Predigtvorbereitung einzuladen bzw. sie darum zu bitten.

⁷ W. Härle u. a., *Wachsen gegen den Trend* (s. o. Anm. 5), S. 310.

⁸ In der anschließenden Diskussion wurde darauf verwiesen, dass jedoch der Prozess der Regionalisierung, der zu einer solchen Ausweitung des Angebots ohne Mehrbelastung führen kann, selbst zusätzliche Zeit in Anspruch nimmt und insofern doch eine Mehrbelastung darstellt. Das ist eine m. E. richtige und wichtige Ergänzung, um »leere Versprechungen« mit anschließenden Enttäuschungen möglichst zu vermeiden. Ich habe allerdings den Eindruck, dass diese Mehrbelastung relativ gerne in Kauf genommen wird, wenn und weil sie verheißungsvoll wirkt. D

Ich bin ein Mensch, und nichts Menschliches ist mir fremd – Andacht zu Hebr 4,15

Von Dr. Heinzpeter Hempelmann

»mehr-wert: Mission in der Region«, Kloster
Volkenroda, 8. – 9.6.2010

Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe
Schwestern und Brüder!

Ich bin ein Mensch, nichts Menschliches ist mir
fremd. *homo sum, humani nil [nihil] a me alie-
num puto.*¹

Ich bin ein Mensch, nichts Menschliches ist mir
fremd, oder: Nichts ist mir fremd, was den Men-
schen betrifft. Das ist nicht nur in der Antike
einer der am häufigsten zitierten Sätze. Er findet
sich nicht nur zweimal bei Cicero; sondern auch
bei Seneca und Terenz, er wird auf Menandros
zurückgeführt und sogar Augustin zugeschrie-
ben. Ich bin ein Mensch, und nichts Menschli-
ches ist mir fremd, das ist auch heute eine der
am häufigsten zitierten lateinischen Weisheiten.

Ich bin ein Mensch, und nichts Menschliches ist
mir fremd, – unabhängig von dem Sinn, den der
Sokrates-Liebhaber und Pflichtethiker Cicero mit
diesem Satz verbindet, bedeutet das heute, nicht
unbedingt im antiken Sinne:

- Ich habe Verständnis für andere; es kann mir
bei anderen kein Abgrund begegnen, den ich
nicht von mir selbst kenne.
- Ich bin selber Mensch, ich habe Fehler und
Schwächen wie alle anderen Menschen auch.
Oder:
- Ich kenne mich aus. Ich habe alles gesehen.
Ich bin herum gekommen, und mich kann
nichts mehr überraschen, erschrecken, scho-
cken. Ich kenne alles.

Ich bin ein Mensch, und nichts Menschliches ist
mir fremd. Das ist ein starker Spruch. Das
kommt gut. Das klingt gut. Aber, lassen Sie mich
ganz altmodisch fragen: Stimmt er? Ist er so
wahr, wie er verbreitet ist? Von Sokrates, den
Cicero im Auge hatte, ist das historisch ziemlich
verlässlich berichtet. Vielfach anonym, inkog-
nito, tritt er unter die Athener, wird ihnen ein
Mitmensch und partizipiert an ihrer Lebens- und
Alltagswirklichkeit. Aber Sokrates ist eben Sokra-
tes, der neugierige, der ebenso tief bohrende wie

tief blickende Weise. Er war schon damals nicht
die Norm. Uns Heutigen halten die Sozialwissen-
schaften einen Spiegel vor, der etwas ganz ande-
res zeigt. Von Milieugrenzen ist da die Rede und
von Ekelschranken, die die verschiedenen Grup-
pen gleich Gesinnter voneinander trennen. Folgt
man dem Heidelberger Forschungsinstitut Sinus-
Sociovision, kann man sinnvollerweise 10 Milie-
us unterscheiden, in denen Menschen mit ähnl-
icher sozialer Lage und ähnlicher Mentalität in
dieser Gesellschaft nebeneinander leben, neben-
einander her leben. Natürlich gibt es Übergänge,
Überlappungen, aber die bestehen nur zwischen
benachbarten Milieus, und sie sind doch eher
marginal. Man hat nichts, nach Möglichkeit
nichts miteinander zu tun.

Ich bin ein Mensch, und nichts Menschliches ist
mir fern? Naja. Dieser milieübergreifende Blick
scheint heute eher zu fehlen. Ich bin ein Milieu-
mensch, und nichts, was in meiner Subkultur, in
meiner wohldefinierten Lebenswelt vorkommt,
ist mir fremd. Alles das, was ich mag und kenne,
ist selbstverständlich, ist menschlich, selbstver-
ständlich menschlich. Es gibt – natürlich – auch
die anderen, aber zu denen möchte ich eben
eigentlich eher nicht gehören. Die Heidelberger
Forscher haben festgestellt, dass Menschen mit
bestimmten Prägungen im kirchlichen Leben
schlicht nicht vorkommen. Ob das vielleicht
darin liegt, dass sich Kirche vor allem im kon-
servativen und bürgerlichen Milieu so wohlfühlt,
und dass bei denen, die hier das Sagen haben,
die das Klima bestimmen, die die Stimmung
machen, – dass bei denen die nicht vorkommen,
die nicht ins Schema, ins angestammte Format
kirchlichen Lebens passen? Ob es vielleicht dar-
an liegt, dass wir selbst so etwas wie Ekel-
schranken aufgebaut haben gegenüber Leuten,
für die wir natürlich da sind, in Form von Dia-
konie und sozialen Projekten. Aber würde nicht
schon ihr bloßes Erscheinen einen Gottesdienst
stören, unsere kirchlichen Formate womöglich
sprengen?

Ich bin ein Mensch, und nichts Menschliches ist
mir fremd? Wirklich? In der Presseankündigung
für diese Tagung war so schön von »aufsuchen-
der« Arbeit der Kirchen die Rede. Vielleicht
könnten wir uns dabei an dem orientieren, von
dem es im Hebräerbrief heißt:

Wir haben nicht einen Hohenpriester, der nicht könnte mit leiden mit unserer Schwachheit, sondern der versucht worden ist in allem wie wir, doch ohne Sünde (Hebr 4,15). Wir sehen den Gott, der an dem, was er litt, lernte (5,11); der Barmherzigkeit lernt, an seiner und durch seine menschliche Existenz.

Liebe Schwestern und Brüder, da haben wir einen Gott, der sagen kann: Mir ist nichts Menschliches fremd. Da haben wir einen Gott, der über dem, was er kennenlernte, erfuhr, was es heißt, Mensch zu sein, und der über seinem Menschsein Barmherzigsein mit uns Menschen lernt. Da haben wir den Gott, der das als Gott offenbar nicht einfach weiß, was es heißt, Mensch zu sein; was das ist: das Menschliche. Einen Gott, der auf seine göttliche Identität verzichtet, bis man es ihm wirklich nicht mehr ansieht, wer er ist und dass er Gott ist; der darum auf jeden morphologischen Fundamentalismus verzichtet (Phil 2,6f); der sein Heil nicht selbstsüchtig in seiner heiligen und herrlichen Lebensweise sucht; einen Gott, der sich aussetzt; der Fleisch wird (Joh 1,14), der sich auf eine gefährdete, unsichere, nicht abgesicherte Existenz einlässt; einen Gott, der unter uns, im menschlichen Milieu wohnt, wörtlich: der unter uns »zeltet«: nicht umgeben von sicheren Mau-

ern, sondern flexibel, auf dem Sprung, unterwegs zu den Menschen und unterwegs mit ihnen; einen Gott, der sich für den Menschen interessiert, indem er unter ihnen, mit ihnen, bei ihnen ist – in ihrer, in unserer Lebenswelt.

Ecce homo! Wir stehen vor dem Gott, der mit Recht sagen kann: Ich bin Mensch! Nichts Menschliches, nichts, was menschlich ist, ist mir fremd. An ihm könnte sich unsere aufsuchende Arbeit orientieren. In seiner Mission können wir an den Scheren im Kopf arbeiten. Mission in der Region wäre dann nicht nur ein lokal, sondern auch ein mental zu begreifender Vorgang: Ringen um die Bereitschaft, sich auch auf Menschen einzulassen, die wirklich ganz und gar anders sind als wir, und die diesen aufsuchenden Gott, diesen barmherzigen Gott, diesen Gott, der sich aus Liebe in Bewegung bringen lässt, genauso brauchen – wie wir.

Anmerkung:

¹ *De officiis* I, 9, 30; *De legibus* I, 12, 33; *Seneca Epistulae morales* 95, 53; *Terenz: Heauton timorumenos*, I, 77; geht angeblich auf Menandros zurück.



Mehr-wert: Wie es weitergehen kann...

Von Hans-Hermann Pompe

»mehr-wert: Mission in der Region«, Kloster Volkenroda, 8. – 9.6.2010

Die evangelische Kirche nimmt in Landeskirchen, Regionen, Diensten und Gemeinden ihren eigenen Anspruch als Reform(ations)bewegung ernst: Sie sucht Erneuerung, sie will missionarisch handeln und gesellschaftlich relevant bleiben. Innerkirchlicher Aufbruch und Mentalitätswandel sind sowohl langfristig geförderter gemeinsamer Prozess als auch zu erbittendes Geschenk des Geistes. Die Reformzentren der EKD sind Teil dieses innerevangelischen Reformprozesses, sie gehören zu den entsprechenden Profilen des Weges zum Reformationsjubiläum 2017.

Eine Starttagung am Ort des alten Klosters Volkenroda redet eine deutliche Sprache: Hier ist ein Ort der Auferstehung von gelebtem Glauben in Ruinen, der Wiederentdeckung der Region, der lebendigen kirchlichen Impulse in einer bereits abgeschriebenen Gegend. Das Signal meint: Dieses Zentrum für Mission in der Region (ZMiR) ist schon in Dortmund, Stuttgart und Greifswald regional verankert, es will in den Regionen und für die Landeskirchen arbeiten.

Das ZMiR soll »Mission in der Region« als exemplarische Herausforderung des Reformprozesses bearbeiten und den EKD-Gliedkirchen sowie ihren Kirchenbezirken und Gemeinden durch innovative Modelle Handlungsmöglichkeiten eröffnen. Wichtig ist, dass damit keine Doppelung zu vorhandenen missionarischen Arbeitsfeldern in Landeskirchen, Werken und Verbänden geschaffen wurde, sondern eine neue, klar umrissene Aufgabenstellung ins Auge gefasst wurde. Es geht um die Region als kreativen-inhaltlichen Gestaltungsraum (nicht zwangsfusionierte Verwaltungsgröße), um die Bedingungen gelingender Kooperation in den Regionen, um regionale Förderung missionarischer Kompetenzen, um Chancen von Kirche in regionalen Räumen, um Bausteine einer regionalen missionarischen Ekklesiologie. Viele Fragen berühren die Arbeitsaufträge des ZMiR, z.B.: Wie können Gemeinden in ihrer Region in guter Nachbarschaft wachsen? Wie kommt es zu einer Sinfonie der unterschiedlichen Stimmen von Einrichtungen, Diensten, kirchlichen Orten und Pfarchien? Welche Faktoren fördern, welche bremsen gelingende Kooperation? Welche Zukunftsformen ermöglichen mit kleiner werdenden Ressourcen in

größeren Räumen missionarische kirchliche Präsenz? Wie können wir auf Lebensstile, Milieus oder Mentalitäten reagieren, die auf herkömmlichen Wegen mit dem Evangelium kaum erreicht werden - und zugleich der Überbelastung der einzelnen Gemeinde wehren?

Der Kontext für den gesamtkirchlichen Reformprozess verändert sich in hohem Tempo:

- Das Nebeneinander von interessierter Skepsis, neugierigem Aufbruchgeist und resignierter Kraftlosigkeit in den evangelischen Kirchen wollen wir ernst nehmen. Gerade die Fokussierung auf die Frage gelingender Zusammenarbeit bietet die Chance, missionarisch attraktiv nach außen zu wirken und zugleich geistlich auszuatmen und zu konzentrieren. Innerhalb der Gliedkirchen sowie der Regionen, für die sie stehen, werden abgestufte Geschwindigkeiten und regionale Passgenauigkeiten wichtig. Auch gemeinsame Impulse müssen regional angepasst werden und für unterschiedliche Mentalitäten kompatibel sein. Ein wechselseitiger Lernprozess setzt Akzeptanz, Freiwilligkeit und unterstützte Motivationen voraus.
- Es braucht eine kritische Wahrnehmung, warum Kooperation oftmals schwerfällt - und es gilt auch die Beispiele gelingenden Zusammenwirkens sorgsam zu analysieren. Zudem sollen neue Formen »gemeinsamen Wachsens« als stellvertretend getestete Modelle angeregt und begleitet werden (»Pilot-Projekte«).
- Regionale Räume brauchen eine Neuentdeckung als Verheißung für eine schrumpfende Kirche. Sie sind zu schade für eine reine Verwaltungseinheit, sie können Neues ermöglichen. Denn ohne regionale Kooperation und Ergänzung wird das Netz absehbar überdehnt und die Verantwortlichen überlastet.
- Das offene »Fenster der Gelegenheit« gilt es zu nutzen. Es ist absehbar, dass die heute noch verfügbaren personellen und finanziellen Ressourcen in Zukunft geringer werden. Jetzt bestehen Chancen, vorhandene Möglichkeiten in die Zukunftsfähigkeit der evangelischen Kirche zu investieren.

Deshalb sucht das ZMiR Optionen für ein regionales missionarisches Profil der evangelischen Kirche. In Modellregionen wollen wir Impulse und Formate auf ihre Verwendbarkeit hin prüfen, modifizieren und multiplizieren. In Tagungen und Fachgesprächen werden wir zukunftsrelevante Aspekte von Mission in der Region vorstellen und beraten. In Begleitungen und Evaluationen werden gute Erfahrungen gesichtet. Gelingendes wie Gescheitertes wird ausgewertet und verfügbar gemacht. Hilfreiches Material und innovative Werkzeuge können abgerufen sowie regional angepasst werden.

Wir hoffen, dass wir mit dieser klar fokussierten Zielrichtung einen Beitrag für die vielfältigen Reformaufbrüche und missionarischen Anstrengungen leisten können. Wir können, wollen und werden bewusst nicht alles tun, was es noch an missionarischen Themen und Ideen gibt. Die Frage, wie »Zusammen Wachsen« möglich ist – konzeptionell, kulturell, kreativ, konkret – werden wir stellvertretend vorantreiben. 

Referenten

Bischof i.R. John Finney

ehemals Evangelism Officer der Church of England, danach Bischof von Pontefract
Newark, Groß-Britannien

Prof. em. Dr. Wilfried Härle

Wissenschaftlich-Theologisches Seminar der Universität Heidelberg
Heidelberg

Dr. Heinzpeter Hempelmann

Theologischer Referent im Zentrum Mission in der Region
Stuttgart

Bischof a.D. Prof. Axel Noack

Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg
Magdeburg

Dr. Gert Noort

Hendrik Kraemer Institute
Utrecht, Niederlande

Pfr. Hans-Hermann Pompe

Leiter des Zentrums Mission in der Region
Dortmund

Oberkirchenrat Dr. Thorsten Latzel

Referent für Studien- und Planungsfragen und
Freizeit, Erholung, Tourismus
Kirchenamt der EKD, Hannover

Tagungsablauf

Dienstag, 08. Juni

Bis 12.30 Uhr	Anreise und Anmeldung
13.15 Uhr	Klosterführung
14.00 Uhr	Eröffnung und Grußworte * Pfr. Hans-Hermann Pompe (Leiter des Zentrums Mission in der Region) * Bischof a.D. Axel Noack (Vorsitzender des Beirates für das Zentrum) * OKR Dr. Thorsten Latzel (Kirchenamt der EKD)
14.35 Uhr	Bischof i.R. John Finney: mission shaped ecclesiology
16.00 Uhr	Pfr. Hans-Hermann Pompe: Mission als Beziehungsqualität
17.00 Uhr	Dr. Gert Noort: Gemeinsam auf dem Weg

17.45 Uhr Arbeitsgruppen

22.00 Uhr Abendsegen

Mittwoch, 09. Juni

07.30 Uhr	Andacht und Einführung von Dr. Heinzpeter Hempelmann und Daniel Hörsch
09.15 Uhr	Prof. em. Dr. Wilfried Härle: Missionarische Ekklesiology für die Region
10.15 Uhr	Prof. Dr. Mathias Feige: Vom Kiez zum Social Media: wie sich die Räume ändern.
11.30 Uhr	Podium
13.30 Uhr	Abreise

Impressum:

Herausgeber des **Sonderdrucks**:
Kirchenamt der Evangelischen Kirche
in Deutschland
Herrenhäuser Straße 12
30419 Hannover
Internet: www.ekd.de

Zusammenstellung durch
das Gemeinschaftswerk der
Evangelischen Publizistik (GEP)
Frankfurt am Main
in: epd-Dokumentation Nr. 41
veröffentlicht am 12. Oktober 2010
Druck: Druckhaus Köthen

Umschlaggestaltung:
Anne-Ulrike Thursch Gestaltungskonzepte,
Hannover

Als epd-Dokumentation zu bestellen bei:

Gemeinschaftswerk der
Evangelischen Publizistik (GEP)
Emil-von-Behring-Str. 3
60439 Frankfurt am Main
E-Mail: vertrieb@gep.de

oder als Sonderdruck bei:

Kirchenamt der EKD
Herrenhäuser Straße 12
30419 Hannover
Fax: 05 11 / 27 96 - 457
E-Mail: versand@ekd.de

KIRCHE IM AUFBRUCH

